



19. September 1927

## CARL SEVERING . DIE BESTE KRITIK

**J**ETZT waltet die Reichsregierung 7½ Monate ihres Amts. Sie ist keine homogene Körperschaft. Das ist an sich kaum verwunderlich. Koalitionsregierungen werden es in den wichtigen politischen Fragen, in denen die Auffassungen der die Koalition tragenden Parteien von Haus aus weit auseinandergehen, nie zu einem völligen Einklang bringen. Aber diese Regierung, die von der Deutschnationalen Volkspartei, der Deutschen Volkspartei, dem Zentrum und der Bayrischen Volkspartei gebildet worden ist und sich in vielen Fällen der Unterstützung der Wirtschaftspartei und der Völkischen erfreut, zeigt ein besonderes Bild der Zerrissenheit. Zudem lassen gelegentlich einzelne ihrer Mitglieder in ihrem öffentlichen Auftreten einen derartigen Mangel an Disziplin erkennen, daß man darüber staunen muß, wie das Kollegium alle diese Belastungsproben erträgt. In vielen Fragen der Wirtschaftspolitik diskutieren Vertreter der Deutschen Volkspartei und der Deutschnationalen an einander vorbei, auf dem Gebiet der Kulturpolitik ist ein stiller Kampf zwischen der Volkspartei und den Allzukurikalen bei den Deutschnationalen und dem Zentrum im Gang, und schließlich ziehen in Verfassungs- und außenpolitischen Fragen zwar alle Minister an dem einen Strang der Richtlinien der Zentrumspartei, aber die einen nach hü, die anderen nach hott. Und alle diese Vorgänge werden nicht etwa von den Kulissen einer Geheimdiplomatie verdeckt sondern spielen sich bei vollem Rampenlicht und sichtbar allem Volk auf der politischen Bühne ab. Wie das der Regierung Autorität verschaffen soll, um die doch gerade die Deutschnationalen so sehr besorgt tun, bleibt das Geheimnis der Akteure dieses Spiels. Der Reichskanzler Marx, entrüstet über die Demagogie mancher Koalitionsgenossen, bezeichnet das Gezeiger gegen die Symbole der Republik als nationale Würdelosigkeit, aber flugs antwortet ihm eines der führenden deutschnationalen Blätter kaltlächelnd, daß es trotz Richtlinien und alledem dabei bleibe.

Gegenüber dieser Regierung der bürgerlichen Einigkeit, wie sie dem Präsidium des Reichsbürgerrats als Ideal vorschwebte, war die Preußenregierung der Großen Koalition in den Jahren 1921 bis 1924 ein wahres Muster von Geschlossenheit und Disziplin. Man kann nicht sagen, daß die Gegensätze zwischen der Sozialdemokratischen Partei und der Deutschen Volkspartei in

Preußen geringer gewesen seien als die Verschiedenheit der Auffassungen in den Parteien der gegenwärtigen Regierungskoalition im Reich, und ebenso wenig wird man behaupten können, daß die Koalitionsparteien in Preußen oder ihre Minister fundamentale Grundsätze verraten hätten, um die Koalition am Leben zu erhalten. Gewiß haben die Wortführer der Deutschen Volkspartei im Frühjahr 1925, als sie seltsamerweise im Wahlausfall einen Erfolg der Rechten erblickten und krampfhaft das Steuer in Preußen nach rechts herumzuwerfen sich bemühten, mehr offenherzig als klug erklärt, daß sie die Große Koalition nie anders als die in Deutschlands Gefahrenzeiten zweckmäßigste Regierungszusammensetzung gewertet hätten. Aber knapp 2 Jahre Weimarer Koalition in Preußen genügten, um diese Partei davon zu überzeugen, daß auch in Zeiten minder großer Gefahren eine breite Regierungs- und Parlamentsbasis sowohl für das Volk als auch für die beteiligten Parteien nützlich und wertvoll ist. Und wären sie heute dabei, so würden sie zwar den Verwaltungsbetrieb ein wenig komplizieren, aber sicherlich nicht so oft und ostentativ aus dem Rahmen der Richtlinien ausbrechen, wie das nun fast allwöchentlich von Ministern der Reichsregierung geschieht.

Trotz dieser eigenartigen Homogenität des Reichskabinetts besteht nicht das geringste Anzeichen dafür, daß es vor dem natürlichen Schluß des Reichstags auseinanderfällt. Seine Parteien bilden jetzt insofern eine Notgemeinschaft, als sie sich alle in einiger Not fühlen, wie sie es ihren Wählern im nächsten Jahr sagen und erklären werden. Das Zentrum im Reich hätte das sehr leicht gehabt, wenn die Deutschnationalen folgsam geblieben wären, wie sie es bei der Annahme der Zentrumsrichtlinien gelobt hatten. Aber die Reden anerkannter deutschnationaler Parteiführer und die Sprache der deutschnationalen Blätter lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Deutschnationalen als Partei einstweilen gar nicht daran denken ihre Propaganda gegen den neuen Staat aufzugeben. Und daß es diesen sonderbaren Schützern des neuen Staats einflußreichste Stellen in der Reichsregierung eingeräumt hat, dürfte beim Zentrum kaum ein Gefühl ungeteilter Befriedigung aufkeimen lassen. Andererseits werden die einfachen deutschnationalen Parteigänger im Land die feine Politik ihrer Führer nicht verstehen, die ihre parlamentarischen Umfälle beim Republikenschutzgesetz, beim Kriegsgerätgesetz und in den Fragen der Außenpolitik doch nur als strategische Rückzüge angesehen wissen wollen. Der jeweilige Entrüstungsdonner in der deutschnationalen Presse bei der Verabschiedung derartiger Gesetze beseitigte nicht immer und nicht überall den Zwiespalt zwischen der deutschnationalen Agitation und der deutschnationalen Regierungspraxis. So ist es zu erklären, daß die Parteien der gegenwärtigen Regierungskoalition im Reich das Bestreben haben ihre Mandatszeit voll auszunutzen, um mit möglichst vielen Gesetzen die Fruchtbarkeit dieser Koalition zu beweisen. Dabei verschlägt es nichts, wenn einige dieser Gesetze im Fall ihres Zustandekommens in anderen Lagern neuen Widerstand hervorrufen. Beim Reichsschulgesetz zum Beispiel, das bis in die evangelischen Rechtskreise hinein abgelehnt wird, würde das sicherlich eintreten. Ebenso sicher aber ist es, daß das Zentrum trotz Joseph Wirth und Adam Roeder mit der Bekenntnisschule des Keudellschen Entwurfs den Großteil seiner Wähler einen würde. Und es läßt sich schon heute feststellen, daß die Gegner einer Beteiligung der Deutschnationalen an der Reichsregierung im deutschnationalen Lager, insbesondere in den östlichen Bezirken des Reichs, durch die agrarfreundlichen

Gesetze des Ernährungsministers an Anzahl und Einfluß geringer geworden sind. Je länger das Register der Gesetze und Verordnungen, um so zahlreicher die Beschäftigungsmöglichkeiten. »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«, ist offenbar die Maxime der Einpeitscher. Auf dieser Linie liegt auch die Äußerung eines hervorragenden Zentrumsführers, der kürzlich nach Blättermeldungen erklärt hat, in die Amtszeit der gegenwärtigen Regierungskoalition falle auch die Flaggenverordnung des Ministers Geßler. Kundige wissen, daß diese Verordnung auf den Wechsel des Chefs der Heeresleitung zurückgeht, daß Geßler heute überhaupt im Wehrministerium mehr durchsetzen zu können glaubt als in der Ära des Generalobersten von Seeckt. Im Hinblick auf diesen Umstand bedarf jene Äußerung des Zentrumsführers der Ergänzung, daß die Rechtskoalition den Erlaß der Flaggenverordnung keineswegs begünstigt hat, und daß die Verabschiedung von Seeckts, den man (ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht erörtert werden) auch in Wehrkreisen als den Vater aller Hindernisse bezeichnete, einige Monate vor dem Regierungsantritt der deutschnationalen Minister erfolgte. Auch manche andere Nummer im Katalog der Gesetze und Verordnungen der Rechtsregierung wird man daraufhin prüfen müssen, ob sie das Ursprungszeugnis dieser Koalition trägt. Es dürfte sich dabei vielfach herausstellen, daß das Brauchbare nicht neu, das Neue aber nicht brauchbar ist.

Das ungefähr ist das politisch-parlamentarische Bild, das sich dem aufmerksamen Beschauer in Deutschland bietet. Die zwiespältige Politik der Deutschnationalen ist selbst eine einzige Angriffsfläche, und es wird nicht schwer sein den ehemals deutschnationalen Wählern den Unterschied zwischen Agitationsversprechen und Regierungserfüllungen klar zu machen. Gleichwohl darf man sich keiner Täuschung darüber hingeben: Die schwarz-weiß-rote Ideologie ist für viele noch das Hemmnis auf dem Weg zum politischen und organisatorischen Anschluß an unsere Partei. Und die Erkenntnis, daß es sich bei den nächsten Wahlen um Entscheidungen von größter Bedeutung handelt, wird die Rechtsparteien anspornen kein Mittel unversucht zu lassen, um ihre Wähler bei der Fahne zu halten. Das alles legt der Sozialdemokratischen Partei die Verpflichtung auf unablässig an alle Schichten heranzutreten, die auf Grund ihrer Klassenlage und ihrer Stellung zum Staat ihr am nächsten stehen sollten. Das sind alle körperlich und geistig Schaffenden, die Millionenheere der Industriearbeiter sowohl als auch die nach Zahl kleineren Gruppen anderer Erwerbsschichten. Nach den Ergebnissen der letzten Betriebszählung hat sich Deutschland von 1907 bis 1925 wieder bedeutend weiter industrialisiert. In dieser Zeitspanne haben 2,6 Millionen Erwerbstätige neu in der Industrie Beschäftigung gefunden. Das ist ein ganz gewaltiger Zustrom, der aber nicht ausschließlich unserer Partei zugeflossen ist. Ein Blick auf die Dinge besonders in den Industriezentren lehrt uns, daß die Zunahme der Sozialdemokratie mit der industriellen Entwicklung nicht Schritt gehalten hat. Im westlichen Industriegebiet zum Beispiel, in Rheinland-Westfalen, in dem 19,3 % der gesamten Reichsbevölkerung wohnen und 22 % aller in der deutschen Industrie tätigen Personen beschäftigt sind, wurden bei der letzten Reichstagswahl nicht ganz 13 % der auf die Sozialdemokratische Partei insgesamt entfallenen Stimmen abgegeben. Gewiß hat der Zwist im Arbeiterlager, der nicht gerade mit den lautersten Mitteln betriebene Wettbewerb der Kommunistischen Partei nicht unwesentlich zu dieser Erscheinung beigetragen. Dieses Moment tritt nicht nur in den kommunisti-

schen Wählerzahlen zutage sondern auch in der verhältnismäßig schwachen Wahlbeteiligung. Der Wahlkreis Köln-Aachen zum Beispiel weist mit 69,6 % die schwächste Beteiligung von allen Wahlkreisen des Reichs auf. Zum überwiegenden Teil sind es Arbeiter und Angestellte, die der Wahlurne ferngeblieben sind. Der Westen hatte in der Kriegs- und Nachkriegszeit am meisten zu leiden, und von den extremen Rechts- und Linksgruppen wurde für alles Ungemach die Sozialdemokratie verantwortlich gemacht. Im Jahr 1923 erreichte die Not ihren Höhepunkt. Angestellte, Arbeiter und Beamte wurden von ihr am härtesten betroffen. Die Wirren infolge des Ruhrkriegs und die kommunistische Demagogie führten ein politisches Durcheinander herbei, unter dem die Sozialdemokratische Partei am meisten zu leiden hatte. Das sind die psychischen Hintergründe der Stagnation respektive des Rückgangs der sozialdemokratischen Stimmen im Westen.


Nun hat die von der Partei vertretene Politik Land und Volk allmählich wieder vorwärts gebracht. Die Beziehungen zu den anderen Mächten, insbesondere zu Frankreich, haben sich gebessert, die Bahn zu einem neuen Europa wird durch deutsch-französische Zusammenarbeit freigemacht. Der nach langem Zögern abgeschlossene Handelsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich eröffnet für die beiden Nachbarländer, aber auch den ganzen Kontinent einen neuen Zeitabschnitt, in dem die europäische Wirtschaft sich endgültig von den Folgen der Kriegsverwüstung und Nachkriegsunsicherheit erholt, die einzelnen Völker des Festlands auch politisch zum Bewußtsein ihrer gemeinsamen Lebensinteressen kommen und einer gesamteuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft zusteuern. Die Arbeitslosigkeit nimmt ab, und es ist damit zu rechnen, daß die deutsche Arbeit eine längere Periode befriedigender Beschäftigung durchläuft. Dann kann man die Verzweifelten mit frischem Mut erfüllen und damit die Abtrünnigen wieder zurückgewinnen. Ohne die auf die Erhaltung der Substanz des Reichs und die Zurückdrängung der Revanchepläne unserer Nationalisten gerichtete Politik der Sozialdemokratie wäre dieser Fortschritt unmöglich gewesen. Mit ihm wird im Westen auch die Partei wieder vorwärts kommen. Daraus ergibt sich die folgende Lehre: Positive Mitarbeit für Land und Volk mag besonders in Zeiten der Not und der Gefahr nicht immer populär sein. Auf die Dauer werden sich jedoch nur der Mann und die Partei durchsetzen, die unbekümmert um Tagesstimmungen und -strömungen ihren Weg gehen. Allmählich wird auch das deutsche Volk zu der Reife gelangen, die es befähigt positive Leistungen von dem Lärm geräuschvoller Agitationstrompeten unterscheiden zu können.

Auf dem Linzer Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie behandelte Otto Bauer bei der Begründung des neuen Programmentwurfs auch die Frage der Gewinnung der Angestellten und Beamten. Wenn auch die wirtschaftliche Struktur und Entwicklung Deutschlands der Sozialdemokratie im Industrieproletariat ungleich günstigere Ausdehnungsmöglichkeiten und Wahlchancen bietet als die gegenwärtige Wirtschaftslage Österreichs, so sind nichtsdestoweniger auch in Deutschland diese Sätze Bauers richtig: »Wir müssen begreifen, daß die Einheit der Arbeiterklasse nicht vollzogen ist, solange wir nicht mit den manuellen Arbeitern die Angestellten und Beamten vereinigt haben. Das ist nicht nur eine Frage des Kampfes um die Stimmen bei der Wahl, weil wir sie als Wähler brauchen, das ist gar nicht wesentlich, sondern das ist viel mehr. Das ist nicht nur eine gewerkschaftliche Notwen-

digkeit, weil die gewerkschaftliche Kraft unvergleichlich stärker ist, wenn die Angestellten und Beamten auf unserer Seite stehen, sondern das ist eine Voraussetzung des Sozialismus selbst, der den geistigen Arbeiter nie wird entbehren können, und der den sozialistischen Aufbau nicht vollziehen kann ohne die willige Mitarbeit des geistigen Arbeiters an dem Aufbau der neuen Gesellschaft.« Diese Auffassung ist der deutschen Sozialdemokratie nicht fremd, und wenn die Partei in Beamtenkreisen heute schon über einen nicht unbeträchtlichen Teil von Anhängern verfügt, dann ist das ein erster sichtbarer Erfolg ihrer Fürsorge für Angestellte und Beamte. Die Verbesserungen im Beamtenrecht und in der Beamtenbesoldung, die seit 1918 eingetreten sind, wären ohne die Mitwirkung der Sozialdemokratie unmöglich gewesen. Die Ungerechtigkeit des alten Regimes bei Besoldungsverbesserungen die unteren Gruppen möglichst niedrig zu halten ist beseitigt und wird kaum wiederkehren. Natürlich durften auch die höheren Beamten nicht wie Stiefkinder behandelt werden. Ihre Mitwirkung am Aufbau der neuen Gesellschaft wird die Sozialdemokratie ebensowenig entbehren können wie die der breiteren Schichten der Arbeiter und Beamten. Eine zweckmäßige und sozial vertretbare Ausgestaltung der Aufstiegsstellen darf darum in einem Beamtenprogramm ebensowenig fehlen wie die Forderung auf besondere Besserung der Lebenshaltung der unteren Beamtenklassen. Und ein anderes ist notwendig: Wenn wir die Beamten dauernd gewinnen wollen, dann müssen wir ihnen das Gefühl verschaffen, daß sie nicht schutzlos offenen oder versteckten Maßregelungen ausgeliefert sind, wenn sie sich zur Sozialdemokratie bekennen. Den höchsten und wirksamsten Schutz aber kann nur die Regierung gewähren.

Auch der Bauernschaft können wir um so leichter Vertrauen einflößen, je mehr es uns gelingt Forderungen der landwirtschaftlichen Produktion aus dem Stadium der Verheißung und der Deklamation zur Verwirklichung zu bringen. Wir haben brauchbare Siedelungsgesetze, und einzelne Länder haben auf dem Gebiet der bäuerlichen Siedelung bereits Gutes geleistet. Aber es könnte ungleich mehr geschehen, wenn dem Siedler und dem Siedelungswilligen sich nicht allzu oft bürokratische und fiskalische Engherzigkeiten in den Weg stellten. Die parlamentarische Kontrolle und Kritik allein bringt uns da nicht weiter. Jeder, der den Betrieb kennt, weiß: Eine einzige kräftige Verwaltungsmaßnahme kann ein Vielfaches dessen schaffen, was die Kritik des Parlaments in vielen Jahren erreicht. Wir kommen an alle Schichten, die uns heute noch fern stehen, nur heran, wenn wir sie nicht nur bei ihrer Arbeit aufsuchen und Sachwalter ihrer Nöte, Fürsprech ihrer Wünsche werden sondern ihnen auch durch Männer unseres Vertrauens in Regierung und Verwaltung wirksamen Schutz und Hilfe gewähren können.

Die beste Kritik ist das Bessermachen. Es gibt Leute, die eine derartige Kritik fürchten, und die sie darum unter allen Umständen verhindern möchten. Und andere gibt es, die in der Kritik durch Besserwissen Hervorragendes leisten, zur Kritik durch Bessermachen aber nicht den Mut aufbringen. Die Sozialdemokratie ist fähig es besser zu machen, darum darf sie auch den Mut haben es zu tun. Macht im Volk verlangt Macht, das heißt Mitarbeit, im Staat, und Mitarbeit zum Bessern im Staat schafft und erhält Macht im Volk. Bleiben wir uns dieser Wechselwirkung bewußt, und ziehen wir daraus stets die richtigen Folgerungen, dann wird es schneller vorwärtsgehen.



## JULIUS KALISKI · DIE BEDEUTUNG DES DEUTSCH-FRANZÖSISCHEN HANDELSVERTRAGS

**M**EHR als 3 Jahre war um den deutsch-französischen Handelsvertrag gerungen worden, bis er endlich jetzt, am 17. August, unterzeichnet wurde. Blickt man auf die endlosen Berichte über Vorberatungen, Vorbereitungen, Provisorien und Stockungen zurück, dann kommt einem die Meldung deutscher Blätter vom September des Jahres 1924 aus London wieder in den Sinn, die da lautete: »Während der Londoner Verhandlungen rückt plötzlich der Abschluß eines deutsch-französischen Handelsvertrags scharf ins Bereich der Möglichkeit. Die englische Industrie zeigt sich besorgt.«

In solchem Zeichen standen denn auch die Verhandlungen dieser Jahre, in denen die Deutschen mit den Franzosen wohl unterhandelten, dabei aber stets glaubten sich über die Wirkung ihrer Worte und Vorschläge in London orientieren zu müssen. Ganz anders verlief der Abschluß des deutsch-englischen Handelsvertrags: Er erforderte an Verhandlungsdauer kaum so viel Tage wie die deutsch-französische Einigung über die Gestaltung der Handelsbeziehungen Jahre. England gegenüber fühlte man sich eben frei von all den Bedenken, deren Klärung bei der Aussprache mit den Franzosen Monate brauchte, so daß die Verhandlungen noch im Stadium der Erwägungen hängen bleiben mußten. Dem Wirtschaftsminister Curtius, der nach dem Zustandekommen des deutsch-englischen Handelsvertrags die Energie aufbrachte daran zu erinnern, daß für die deutsche Wirtschaft in den eben getroffenen Vereinbarungen mit England manche Unzuträglichkeiten und ungünstige Positionen enthalten seien, wurde das von den deutschen Parteien, namentlich der Linken, als eine wenig taktvolle Erinnerung, wenn nicht gar als eine schlimme politische Entgleisung angerechnet.

Für den Geist, in dem Frankreich die Verhandlungen über das Handelsabkommen führte, sind die Worte des ehemaligen Ministerialdirektors Seydoux, mit denen er jetzt den Abschluß im Petit Parisien begleitete, symptomatisch: »Das Abkommen in seiner jetzigen Gestalt ist gut. Es stellt die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern wieder her und bereitet dem berühmten § 18 im Anhang II des Friedensvertrags ein Ende, der es Frankreich erlaubte deutsche Güter zu beschlagnahmen, falls Deutschland seinen Reparationsverpflichtungen nicht nachkomme. Das Vertrauen ist deshalb dem Handel und der deutschen Finanz in Frankreich wiedergegeben. Die deutsch-französischen Verhandlungen können für uns eine gute Lehre sein. Von allen Ländern Europas ist es Deutschland, das die neuen wirtschaftlichen Notwendigkeiten am besten verstanden und sich ihnen am besten angepaßt hat. Wir sind in diesem Punkt stark im Rückstand. Wir wollen hoffen, daß diese Lehre für uns nicht nutzlos gewesen ist.«

Was Seydoux bewegte, erfüllte auch die französische Regierung, wie fast alle einflußreichen politischen und wirtschaftlichen Kreise Frankreichs: der Wille zu einer Verständigung, mit dem Ziel der Stabilisierung einer europäischen Handelspolitik, ausgehend von einer deutsch-französischen Kooperation. Bei uns waren sicherlich einige direkt interessierte Fachleute willens zu solcher Verständigung zu gelangen. Aber welche politischen Parteien standen dahinter? Welche Wirtschaftskorporationen waren entschlossen unter Einsatz ihrer Bedeutung und ihres Einflusses die Hindernisse zu beseitigen, die sich der Verständigung entgegenstellten? Um so höher ist die Manifestation der elementaren Kräfte zu bewerten, die zum Abschluß des Handelsabkommens trieben. Unerläßliches Gesetz führte zusammen, was schwäch-

liches Wollen und unsicherer Instinkt zusammenzubringen hinderten. Es ging wie schon vorher bei großen wirtschaftlichen Aktionen in den deutsch-französischen Beziehungen: der Schaffung der Gemeinschaft in der Kali- und Stahlindustrie. Es fügte sich, wiewohl in den Kreisen der deutschen Industrie in der Regel mehr die Hindernisse als die erstrebenswerten Ziele für den Zusammenschluß gesehen wurden. Bei dem durch diese Gemeinschaft gebildeten Unterbau konnten bei voller und wohlwollender Erfassung der zu lösenden Aufgaben die entscheidenden Bestimmungen des Handelsabkommens ernstlich überhaupt keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Es blieben eigentlich nur noch redaktionelle Aufgaben zu lösen.

Wozu das heute noch hervorgehoben werden muß? Um Geschehnisse ins Bewußtsein zu rufen, die unbewußt hingenommen werden; um ins Bewußtsein zu rufen, daß tatsächlich der deutsch-französische Handelsvertrag das Weltgeschehen bestimmen kann und bestimmen wird, und daß entscheidend dafür der Geist ist, mit dem man an die Ausführung des Vertrags schreitet.

Die bisherigen Zahlen des deutsch-französischen Verkehrs lassen die Tragweite des neuen Vertrags nicht erkennen. Während Frankreich noch 1913 mit 792 Millionen Mark den 4. Platz unter den deutschen Exportländern einnahm, und die deutsche Außenhandelsbilanz gegenüber Frankreich stark aktiv war, ist die deutsche Ausfuhr nach Frankreich in den letzten Jahren so sehr zurückgegangen, daß Frankreich mit dem Elsaß 1925 mit 190 Millionen an 16. und 1926 mit 269,6 Millionen Mark an 12. Stelle unter den Kunden Deutschlands stand. Als Einfuhrland rangierte es 1925 mit 570,9 Millionen an 6., 1926 mit 368,3 Millionen Mark erst an 8. Stelle. Sein Anteil an dem deutschen Import, der in diesen letzten Jahren ungefähr 5 % betrug, war aber nicht mehr wesentlich verschieden von dem Anteil der Vorkriegseinfuhr in Deutschland in Höhe von 5,3 %. Nun ist die deutsche Bilanz erheblich passiv geworden. Diese Bewegung war mit ein Ergebnis der französischen Inflationerscheinungen. Nach den vorläufigen Zahlen für das 1. Vierteljahr 1927 ist Frankreich als Lieferant in dieser Zeit mit 158,3 Millionen an die 4. Stelle im deutschen Import gerückt und nimmt als Absatzland mit 87,2 Millionen den 8. Platz unter den Abnehmern Deutschlands ein.

Selbst bei geschäftlich nüchterner Betrachtung wird man den weiten Spielraum für den Ausbau der gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen nicht übersehen können. Er vermag aber eine Erweiterung ins schier Ungemessene zu erlangen, wenn man sich zu einer wirklichen Kooperation im Sinn gegenseitiger Förderung in der Erschließung der Produktivkräfte und gegenseitiger Ergänzung entsprechend den besonderen Eignungen entschließen will. Beide Länder verpflichten sich keine Aus- und Einfuhrverbote zu erlassen, mit Ausnahme besonders angeführter Fälle. Sie garantieren sich Erleichterungen in den Zollförmlichkeiten, im Verkehr der Handlungsreisenden, im Musterverkehr und im Durchfuhrhandel, in den Bedingungen der Niederlassung, der Betätigung der Handelsgesellschaften, der Zulassung der Schiffahrtsgesellschaften, in der Hauptsache nach den Grundsätzen der Meistbegünstigung. Für den Verkehr mit den französischen Kolonien gilt, mit gewissen Ausnahmen für Indochina und Marokko, Handels- und Schiffahrtsfreiheit.

Die allgemeinen Bestimmungen des Austauschverkehrs sind in 48 Artikeln geregelt, auf der Grundlage der unbeschränkten Meistbegünstigung, die allerdings erst nach Ablauf einer Übergangszeit am 15. Dezember 1928 voll in

Wirksamkeit treten wird. Artikel 1 setzt die Verordnungen der Liste A fest, nach denen die deutschen Waren, die diese Liste aufzählt, bei ihrer Einfuhr nach Frankreich den Minimaltarif des alten französischen Zolltarifs mit den üblichen Koeffizienten und Aufschlägen genießen. Artikel 2 trifft die Bestimmungen der wichtigen Liste B, die einen besondern Zwischentarif für die deutsche Einfuhr nach Frankreich geschaffen hat. Artikel 3 gibt dann nähere Ausführungen über die Liste C, die sogenannte Diskriminierungsliste, die Deutschland nur Abschlagsprozentsätze auf den Generaltarif einräumt, zu denen noch die üblichen Koeffizienten hinzugeschlagen werden müssen. Falls andere Länder hier Verbesserungen durchsetzen, muß Deutschland sie auch erhalten. Auch dieses Abkommen kennt wieder nach Artikel 4 die Indexklausel, wonach Frankreich berechtigt sein soll bei einer Veränderung seines Großhandelsindex um 20 % die Zölle zu erhöhen oder herabzusetzen. Die Festlegung der Meistbegünstigung erfolgt in Artikel 5, der auch bestimmt, daß, falls Waren der Liste C etwa einen neuen französischen Tarif erhalten sollten, dieser sofort auch deutschen Waren eingeräumt werden muß. Das selbe gilt für die Waren der Liste A. Dann fallen auch alle Kontingente für Deutschland fort. Deshalb bestimmt auch Artikel 6, daß, falls Frankreich während der Dauer dieses Abkommens einen neuen Zolltarif einführt, nur die Zollsätze der Liste B und einige wenige der Liste A unverändert bleiben. Dieser Artikel gibt auch nähere Anweisungen über die Kontingente, die ja auch dieser Vertrag noch vorsieht. Deutschland hat vorläufig für die Einfuhr von französischem Wein ein Kontingent von 360 000 Doppelzentner für das Jahr festgesetzt und ferner die Einfuhr von Baumwollgarn auf ein Kontingent von 25 000 Doppelzentner beschränkt. Es mußte sich aber dafür auch für die Einfuhr einer Reihe seiner Produkte eine Kontingentierung durch die Franzosen gefallen lassen. Kontingentiert wurden Stärke mit 6000, Kartoffelmehl mit 10 000 Doppelzentner, elektrische Glühlampen, gasgefüllt, mit 600 000 Stück, Wachstuch mit 1500, gegliederte Nadeln für die Trikotstühle mit 12 Doppelzentner, ausgeschnittene Schuhe mit 400 000 Paar jährlich. Wird der Vertrag vor dem Ablauf seiner Geltungsdauer gekündigt, dann werden nach den Bestimmungen des Artikels 6 die Kontingente nach der jeweiligen Laufzeit des Vertrags berechnet. Artikel 8 regelt die Einfuhr der französischen Waren nach Deutschland auf Grund der Listen E und F. Danach erhält Frankreich auch deutscherseits die volle Meistbegünstigung. Nur die Produkte, die in keiner der beiden Listen stehen, gelten als diskriminiert, und das sind auf deutscher Seite nur wenige Waren.

Alle Voraussetzungen für eine Entwicklung dieses Vertrags zu einer deutsch-französischen Wirtschaftsgemeinschaft sind gegeben, ganz besonders in Rücksicht auf die Verbundenheiten, wie sie durch die Gemeinschaft in der Kali- und Stahlindustrie geschaffen worden sind. Die Aktivierung aller diesen Gemeinschaften innewohnenden Möglichkeiten ist zu pflegen. Die Entscheidung dazu liegt in dem Willen Deutschlands. Vor der Besetzung Essens begründete Poincaré sein Vorgehen damit, daß Deutschland zu einer Kooperation gezwungen werden müsse. Denn er war davon überzeugt, daß Deutschland den Weg der Kooperation freiwillig nicht beschreiten würde. Sehr starke Anfänge und mehr sind in den eben erwähnten Wirtschaftsgemeinschaften inzwischen erstanden. Und sie würden in der Wirkung ihres technischen und ökonomischen Vermögens außerordentlich wachsen, wenn solches Tun stets



von dem freien Entschluß aller Beteiligten begleitet wäre in unauflöslicher Verbundenheit zu stärkstem Schaffen zu gelangen. Damit wäre auch die Basis für den Zusammenschluß des Kontinents geschaffen, dessen Kern die deutsch-französische Zusammenarbeit ist. Nur unter diesem Gesichtspunkt kann man auch die Bedeutung des eben geschlossenen Wirtschaftsabkommens ganz würdigen, und in der Erkenntnis dieser Zusammenhänge wird man auch manche Klage um die Zollhöhe dieser oder jener Position, so berechtigt sie an sich sein mag, ungehört lassen müssen. Gewiß wird mancher Zweig der deutschen Volkswirtschaft durch die französische Einfuhr benachteiligt. Auch in Frankreich wird das nicht anders sein. Wenn auch die deutsche Landwirtschaft, und diese sicher nicht unbegründet, sich über die Erschwernisse der Entwicklung des deutschen Gemüse- und Obstbaus durch französische Importe beklagen kann, auch der deutsche Weinbau sich begreiflicherweise nicht besonders erfreut über die Zulassung eines französischen Weinkontingents zeigt, so darf trotzdem, mit Rücksicht auf die deutsche Zukunft, auch die politische und wirtschaftliche Vertretung der deutschen Landwirtschaft nicht verkennen, daß dem Vertrag ein positiver Erfolg für Deutschland zugesprochen werden muß. Der Kern unserer nach nationaler Selbstversorgung strebenden Produktionspolitik, der unangetastet bleiben muß, wird durch die zollpolitischen Konzessionen, die für jene landwirtschaftlichen Produkte an Frankreich gemacht werden, nicht betroffen, so hoch diese Spezialgebiete für die deutsche Ernährungswirtschaft auch bewertet werden müssen. Gerade die deutsche Landwirtschaft sollte auch daran denken, über welche Möglichkeiten der Kolonialwirtschaft Frankreich verfügt, und was bei einer Arbeitsgemeinschaft hier für Deutschlands Mitarbeit erschlossen werden kann. Schließlich hängt die Teilnahme Deutschlands an der kolonialen Arbeit überhaupt davon ab, daß ein geeintes Kontinentaleuropa ersteht, denn »eine Fortsetzung des Kampfes der Länder des europäischen Festlands unter einander führt zu ihrer gemeinsamen Entkräftung und zu ihrer gemeinsamen Abhängigkeit von dem mit Amerika verbündeten England«. Das wird hier nicht erst aus Anlaß des deutsch-französischen Handelsabkommens betont. Der Anspruch des deutschen Volkes auf koloniale Betätigung ist von Frankreich des öfters verstanden und auch bejaht worden.

Vor dem Übergang des Handelsvertrags zur Wirtschaftsgemeinschaft werden gewiß mancher Wirtschaftsgruppe Unzuträglichkeiten aus dem zollpolitischen Abkommen erwachsen, denn wenn es sich nur um eine Reihe zollpolitischer Sätze für die Behandlung bestimmter Waren handelt, sind Konzessionen unvermeidlich. Innerhalb wirklicher Wirtschaftsgemeinschaft werden die als Belästigung empfundenen Zollsätze ebenso wie Einfuhr- und Ausfuhrmengen gewisser Waren ohne Geltung bleiben oder gar nicht in die Erscheinung treten. Die einzelnen Berufe werden noch enger als jetzt bei der Kaligemeinschaft als Gemeinschaft funktionieren. Nach diesen Tendenzen bildete sich das britische Imperium aus, gestaltete sich das Imperium Amerika, wird sich Ostasien entwickeln, wird schließlich Rußland sich wieder zusammenfügen, sobald die inneren Hemmungen unproduktiver Wirtschaft ausgeschaltet sind.

Deutschlands Wirtschaftsbemühungen um das bolschewistische Rußland dienen dieser Entwicklung freilich nicht. Die Mittel, die es für Rußland freimachte, werden im günstigsten Fall einmal zurückfließen, sie haben aber für die Steigerung der Produktivität Rußlands nichts gewirkt, geschweige denn

dem Aufbau der größern wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten gedient. Die Kölnische Zeitung führte am 28. August, in bemerkenswertem Gegensatz zu den sonst in Deutschland vertretenen Anschauungen, den Wert deutsch-russischer Beziehungen solcher Art auf das richtige Maß zurück, indem sie meinte:

»Es gibt Völker, die es nicht ungern sähen, wenn wir die in uns schlummernde wirtschaftliche Tatkraft auf Gebiete lenken würden, in die sich andere nicht hineinwagen. Der Warenhunger Rußlands ist groß und dringend. Trotzdem hat sich Großbritannien, das sich immer noch mit einer Erwerbslosenzahl von reichlich 1 Million herumschlagen muß, fast ganz vom russischen Markt zurückgezogen. Die deutsche Wirtschaft hat sich auf Ermunterung und sogar mit finanzieller Unterstützung durch das Reich im russischen Geschäft stark gebunden. Die frühere russische Handelsabordnung in London hat uns großmütig erklärt, man würde einen Teil der unerledigten englischen Lieferungen auf uns übertragen. In der deutschen Wirtschaft nimmt die Zahl derer, die an einem solchen Geschenk keine Freude haben, merklich zu. Der russische Erzeugungsapparat hat mindestens während der letzten Jahre an Wert und Leistungsfähigkeit nicht gewonnen. Der letzte deutsche Reichsbankausweis enthielt die Bemerkung, daß ein nicht unbedeutender Betrag russischen Goldes angekauft werden konnte. Diese Tatsache im Verein mit dem Rückgang des russischen Tschernowez läßt Zweifel darüber entstehen, ob die Rätefinanzpolitik wesentlich solider ist als die übrigen Zweige der Rätepolitik. Für die unzureichende deutsche Außenwirtschaft ist die Erschließung Rußlands weniger denn je eine Betätigungsmöglichkeit, die für die unzureichenden Absatzmöglichkeiten in anderen Ländern gleichwertigen Ersatz bieten könnte. Die Wirtschaftskonzessionen, die deutsche Unternehmungen in Rußland erworben haben und seit einigen Jahren arbeiten, haben sich mit wenigen Ausnahmen als Fehlschläge erwiesen.«

Für die Entwicklung der europäischen Wirtschaft wird das von jedem unproduktiven Funktionärregime befreite Rußland der Zukunft von höchster Bedeutung sein, weil die beiden benachbarten Imperien Europa und Rußland sich in ihrem Können und Leisten, in Rohstoffgewinnung wie Qualitätsproduktion, gegenseitig ergänzen und fördern können. Das gleiche wird zwischen Europa und Ostasien und zwischen Rußland und Ostasien der Fall sein.

Die wirtschaftsimperiale Entwicklung läßt sich demnach als die organische Gestaltung der Weltwirtschaft erkennen. Den Rahmen des Wirkens innerhalb des einzelnen Imperiums bestimmen nicht Vereinsbeschlüsse, wie manche Anhänger der sogenannten paneuropäischen Bewegung glauben, sondern das gegebene Können und die daraus erwachsenden Lebensinteressen. Nur Paneuropäer jener naiven Art trifft Walther Borgius in seiner Broschüre *Der Paneuropawahn*. Das eigentliche Wesen des kontinentaleuropäischen Zusammenschlusses ist ihm nicht aufgegangen. Er sieht in dem Verlangen nach einer Europäischen Zollunion einen Wahn, der nur durch die katastrophalen Folgen des Krieges verständlich wird. Er vergißt, daß die in den Sozialistischen Monatsheften vertretene europäische Kontinentalpolitik lange vor Kriegsausbruch entwickelt worden ist, daß sie also andere Fundierungen zur Voraussetzung hat als die Verzweiflung durch die Erschütterungen des Weltkriegs. Hätte Deutschland, so meint Borgius, in dem Weltkrieg gesiegt, so wären über lang oder kurz unzweifelhaft die Vereinigten Staaten von Europa unter seiner Führung zustande gekommen. Der Weltkrieg aber hat für Frankreich entschieden, und für absehbare Zeit hat es die Vorherrschaft auf dem Kontinent. Deshalb beruft sich Borgius auf den frühern Staatssekretär im Auswärtigen Amt Paul von Koerner, der sich also geäußert hat:

»Bei der gegenwärtigen Stellung Frankreichs in Europa würde es wohl sicher in keinen Verband eintreten, in dem es nicht von vornherein die maßgebende Stimme hätte. Einer derartigen Suprematie Frankreichs . . . werden sich aber die anderen Staaten nicht unterwerfen wollen und können.«

Das Lebensinteresse der europäischen Völker, das zur Konzentration drängt, das schließlich alle zwingen wird Prestigeforderungen durch Rationalisierungsnotwendigkeiten zu ersetzen (und das sich eben jetzt beim Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrags, entgegen allen Hindernissen des Ubelwollens, durchgesetzt hat), sieht Borgius nicht. Er hat volles Verständnis für die Tatsache, daß beim Abschluß von trustartigen Gebilden zwischen benachbarten Ländern, die wir Wirtschaftsgemeinschaften nennen, die Rolle der Zölle an Bedeutung erheblich abnimmt. Später versichert er indessen, daß eine europäische Wirtschaftsgemeinschaft schon an der Schwierigkeit des Zollaussgleichs angesichts des verschiedenen Stands der ökonomischen Entwicklung scheitern müsse. Bei einem kontinentalen Wirtschaftszusammenschluß sind in der Tat Zölle untergeordnet dem Ausgleich, der durch zweckentsprechende Verbindungen zwischen den parallelen Wirtschaftslinien der Länder innerhalb Europas geschaffen wird. Dann erst werden im Verkehr mit den übrigen Imperien Zollmaßnahmen produktionsfördernd sein.

Um alles das kann und soll es sich bei dem deutsch-französischen Wirtschaftsvertrag handeln. Auf der Septembertagung des Reichsverbands der deutschen Industrie in Frankfurt bezeugte der Reichswirtschaftsminister Curtius mit klaren, eindringlichen Worten diese Auffassung. Er sagte da:

»Mit dem Abschluß dieses Vertrags haben die deutsche und die französische Regierung . . . für die Konsolidierung der europäischen Wirtschaftspolitik alles getan, was durch einen auf 2 Länder beschränkten Handelsvertrag geschehen kann . . . Nun wird es an den anderen Ländern Europas sein sich der Bewegung anzuschließen, die an innerm Gewicht durch den zwischen Deutschland und Frankreich erzielten zollpolitischen Ausgleich mehr gewonnen hat als durch die zunächst akademischen Empfehlungen der Weltwirtschaftskonferenz. Das Handelsvertragssystem Europas ist noch nicht abgeschlossen, denn der deutsch-französische Vertrag bedeutet auf dem Weg zum Ziel nur eine bedeutsame Etappe. Es werden, daran ist nicht zu zweifeln, weitere Verhandlungen Frankreichs mit dritten Ländern folgen, und auch für Deutschland bleibt noch vieles zu tun. Erst das Gesamtergebnis wird über Erfolg oder Mißerfolg der . . . Bestrebungen zur Wirtschaftssolidarität Europas entscheiden.«

Der deutsch-französische Wirtschaftsvertrag ist der Mittelpunkt, um den Europa zur Wirklichkeit werden kann. Mit der Sicherung des Schaffens nach dem geistigen und technischen Vermögen jeder Nation innerhalb des geschlossenen Imperiums, also mit wirtschaftlicher Integrierung, wird auch die Bahn frei für nationale Differenzierung, für höchste Steigerung nationaler Kräfte.

## MAX SCHIPPEL · AGRARKRISIS UND ÜBERSEEISCHE SIEDELUNGSKOLONISATION

**U**BER die Bedeutung der zeitweise rapid fortschreitenden, vorwiegend überseeischen Siedelungskolonisation für die wechselnden Agrarschicksale Europas und für die Wandlungen der europäischen Agrar- und Handelspolitik hatte sich für die Vorkriegszeit allmählich eine gewisse Übereinstimmung der Auffassungen herausgebildet. Man erkannte an, daß seit dem Ende der siebziger Jahre für die Deckung des mit der Bevölkerung rasch anschwellenden Nahrungsbedarfs die extensiv produzierenden Peripheriegebiete der heutigen Weltwirtschaft eine früher nicht einmal zu ahnende überragende Produktionsstellung gewonnen hatten, die periodisch der alten, in Europa durchschnittlich vorherrschenden Agrarpreisentwicklung nach oben lange Zeit eine vollständig entgegengesetzte Bewegung nach unten anwies. Ob die

Linderung oder Vollaussgleichung des bereits erlebten und weiter zu erwartenden Preiszusammenbruchs durch Einführung und Steigerung von Agrarzöllen als zweckmäßiges Mittel zur Abwehr und Abschwächung der schweren Produktionskrise der europäischen Landwirtschaft zu betrachten sei, blieb zwar nach wie vor von manchen Seiten bestritten. Aber im großen und ganzen söhnte man sich seit den achtziger und neunziger Jahren mit dem neuartigen, der alten Handelspolitik naturgemäß vollkommen fremden Agrarschutz, mit dieser eigenartigen wirtschaftlichen Sicherung der Zonen intensiver Landwirtschaft im alten kontinentalen Europa, mehr und mehr aus.<sup>1</sup> Im großen und ganzen ging vielmehr der Haupteinwand zuletzt vor dem Krieg überwiegend nur noch dahin, daß die Gefahrenperiode der extensiven siedelungskolonisatorischen Arealausweitung mit ihrem abnormen Preisdruck für Getreide und Fleisch endgültig überwunden sei, daß damit aber für die intensiver wirtschaftenden europäischen Zentralgebiete des Getreidebaus und der Viehzucht die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit aller "künstlichen" Eingriffe in die "natürliche" international freie und gleiche Agrarkonkurrenz, jeder Abkehr vom früher allgemein, praktisch wie theoretisch anerkannten Agrarfreihandel zum mindesten für die Zukunft wegfallende.

Bei der erneuten Agrarkrise, wie sie nach dem Weltkrieg für fast alle Länder, selbst für die sonst so glücklichen Vereinigten Staaten von Amerika hereinbrach, liegen die Verhältnisse nicht so einfach wie vor einem halben Jahrhundert. Die Revolution, die in weiten Teilen Europas, nach ihrem sozialwirtschaftlichen Ergebnis vor allem eine agrarische Besitz- und Betriebsrevolution war<sup>2</sup>, hat zahlreiche europäische Länder, in erster Linie Rußland, in Produktionsleistung und Absatzfähigkeit zeitweise schwer zurückgeworfen. Ferner haben wir normale Bedarfs- und Konsumverhältnisse noch lange nicht zurückgewonnen; große dauernde Umwälzungen der Konsumgewohnheiten scheinen sich außerdem herauszugestalten. Von beiden Seiten her, aus den Erschütterungen des Angebots wie der Nachfrage, ist somit der Agrarmarkt krisenhaften Schwankungen ausgesetzt. Aber daneben ist der alte Interessengegensatz ebenfalls noch lange nicht erloschen: extensive Außenzonenproduktion, vorwiegend siedelungskolonialer Art, gestützt auf reichlichst und billigst verfügbares Neuland, gegenüber intensiverer altweltlicher Agrarerzeugung, belastet und gefesselt durch eine so gut wie konstante Bodenflächengrundlage und durch die daraus hervorwachsenden, für die unternehmungsweise beteiligten Betriebe insoweit ganz unabänderlich gegebenen Produktionskostenverhältnisse. Kann die europäische Wirtschafts- und Handelspolitik diese durchschlagenden Unterschiede der gegenseitigen Produktionsstellung in der Tat, wie man uns vor dem Krieg prophezeite, zurzeit bereits als gleichgültig passiv hinnehmen? Oder steht das alte Europa nicht von neuem unter dem Druck der siedelungskolonialen Erdstriche (überseeisch brauchen sie durchaus nicht immer zu sein; man denke an Sibirien, dessen Rolle für die mittel- und westeuropäische Agrarentwicklung der letzten Jahrzehnte meist unterschätzt wird), und wird die unausbleibliche wirtschafts- und handelspolitische Reflexwirkung nach wie vor in irgendwelcher Art von Agrarschutz sich entsprechend geltend machen?

1) Siehe Schippel Grundzüge der Handelspolitik /Berlin 1902/, die Abschnitte Der vereinte Agrar- und Industrieschutz und Die Agrarkrise, die bürgerlichen Parteien und die handelspolitische Lage.

2) Siehe Schippel Sozialdemokratie und Agrarfrage nach der Revolution, in den Sozialistischen Monatsheften 1927 I Seite 5 und folgende.]

Auch ernste wissenschaftliche Beobachter, allerdings vorwiegend in Deutschland, lieben es neuerdings die siedelungskoloniale Expansion, wie sie seit geraumer Zeit allein noch möglich sei, als ziemlich gleichgültig für die europäische Markt- und Preisentwicklung hinzustellen. So heißt es bei Max Sering, der im wesentlichen für die jüngsten Meinungskundgebungen (wiederum: in Deutschland) tonangebend wurde:

»Auch unter Einbeziehung von Rußland hat seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die extensive Nutzbarmachung von Neuland mit dem mächtigen Anwachsen der Bevölkerung in den zivilisierten Ländern europäischer Verbrauchsgewohnheit nicht mehr Schritt gehalten ... Trotz der damals, bis vor dem Kriege, doch immerhin sehr kräftig in Canada, Argentinien und Rußland fortschreitenden Kolonisation konnte also der Nahrungsbedarf der rasch anschwellenden Bevölkerung schon vor dem Kriege nicht mehr allein [!] auf extensivem Wege befriedigt werden. Es bedurfte wieder der Steigerung des Ertrages von der Flächeneinheit. Die Zeit anormaler Preisbildung war vorüber. Die intensive Wirtschaft wurde wieder rentabel, weil die Produktion der Peripheriegebiete hinter dem Anwachsen des Bedarfes zurückblieb.«<sup>3</sup> Bei Bernhard Harms lautete 1926 das Ergebnis bei seinem Vortrag auf der Wiener Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik wenig anders:

»Im übrigen haben sich, weltwirtschaftlich gesehen, eigentliche Strukturwandlungen im Weizenbau nicht vollzogen, insbesondere ist das Verhältnis der außereuropäischen Überschußgebiete zu einander [!] kaum verändert worden. Immerhin tritt Canada neuerdings stark in den Vordergrund; durch die Erschließung seines Westens wird es mutmaßlich in absehbarer Zeit die Führung unter den Überschußgebieten antreten. Grundlegende Bedeutung hat die Tatsache (auch dies bin ich geneigt als wichtigen Strukturwandel anzusprechen), daß die Zeit, in der die Überseegebiete ihren Weizen zu geringeren Kosten erzeugen konnten als die agrarisch fortgeschrittenen Länder Europas, vorüber ist ... Wenn nicht alles täuscht, darf eher damit gerechnet werden, daß, von überreichen Erntejahren abgesehen, die künftige Steigerung der Agrarpreise diejenige der Industriepreise überholen wird.«<sup>4</sup> Daß Georg Gothein mit ähnlichen Gründen sich dieser Auffassung anschließen würde, war vorauszusehen:

»Wenn nun auch noch im Frühsommer 1924 und überhaupt nach der Weltrekordernte von 1923 die Getreidepreise auf den Weltmärkten relativ sehr niedrig standen, so ... waren diese Preise für die großen [?] Getreidefarmer der Vereinigten Staaten, Canadas und Argentinien Verlustpreise. Sie sahen sich genötigt den Anbau wesentlich einzuschränken ... In den jungfräuliche Böden in extensiver Kultur für den Getreidebau bewirtschaftenden Ländern bedeutet der Übergang zur intensiven Wirtschaft eine Steigerung der Produktionskosten, die wiederum diese übersteigende Getreidepreise voraussetzt ... Das Fazit vorstehender Betrachtungen ist, daß ... die Steigerung des Anbaues und der Ausfuhrfähigkeit der heutigen großen Überschußstaaten sehr begrenzt und jedenfalls an die Bedingung lohnender [!] Getreidepreise geknüpft ist.«<sup>5</sup>

Alle diese Behauptungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen wird man jedoch mit einem sehr, sehr starken Fragezeichen versehen müssen, selbst wenn man bei Gothein über die offenbar sehr schwache Stelle hinwegsieht: für wen die Getreidepreise lohnend sein müssen, um in den siedelungskolonialen Erdstrichen eine Steigerung des Anbaues und der Ausfuhrfähigkeit nach sich zu ziehen. Ist lohnend für siedelungskoloniale Farmwirtschaft das selbe wie lohnend oder auch nur erträglich für unsere altweltliche Agrarproduktion? Das alte Grundproblem aller europäischen Handels- und Wirtschaftspolitik, das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sein Haupt erhob, verschwindet nicht, wenn und weil man es (abermals: in Deutschland) immer noch oder heute wieder nicht sieht oder aus antiagrarischer Verblendung nicht sehen will.

3) Siehe *Sering Agrarkrisen und Agrarzölle* /Berlin 1925/ Seite 22 und folgende.

4) Siehe *Harms Strukturwandlungen der Weltwirtschaft* /Jena 1927/ Seite 18 und folgende.

5) Siehe *Gothein Brauchen wir Getreidezölle?* /Berlin 1925/ Seite 7 und 11.

**S**ELBST die *Vereinigten Staaten* werden in der ihnen verbliebenen siedelungskolonialen Spannkraft, in ihrer zwar abgeschwächten, aber noch immer unverlorenen agrarproduktiven Ausdehnungsfähigkeit nach bisher unangebrochenem Neu-land hin (»jungfräulichem Boden«, wie Marx nach dem Sprachgebrauch seiner Zeitgenossen das Grundmerkmal der Siedelungskolonisation kennzeichnete), weltwirtschaftlich meist ganz unzutreffend eingeschätzt.

Nach dem letzten, 14. Zensus von 1920 wuchs in den Vereinigten Staaten zwischen 1910 und 1920 die Anzahl der Farmen noch immer um 86 841 (von 6 361 502 auf 6 448 343), obwohl in den älteren, etwa unserm Mittel- und Westeuropa vergleichbaren Staaten und Landesteilen die Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe (number of farms) und sogar der Umfang des landwirtschaftlichen Areals (all land in farms) zurückging und mitunter ganz rapid zusammenschmolz; in allen Neuenglandstaaten beispielsweise um 17,1 % (Anzahl der Farmen) respektive um 13,8 % (Farmgesamtfläche); in den mittelatlantischen Staatengruppen (New York, New Jersey und Pennsylvanien) um 9,2 und 6,1 %; und selbst in der ostnördlichen Zentralgruppe (Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wiskonsin), die einige sehr begünstigte landwirtschaftliche Gebiete umschließt, noch immer um 3,4 und 0,2 % innerhalb eines Jahrzehnts. Dafür stieg aber im gleichen Jahrzehnt die Anzahl der Farmen: in der westsüdlichen Zentralgruppe (Arkansas, Louisiana, Oklahoma, Texas) von 943 186 auf 996 088, also um 5,6 %; in den Gebirgsstaaten (Montana, Idaho, Wyoming, Colorado, Neumexico, Arizona, Utah, Nevada) von 183 446 auf 244 109, also um volle 33,1 %; in der pazifischen Staatengruppe (Washington, Oregon, Californien) von 189 891 auf 234 164, also um nicht weniger als 23,3 %. Was für uns jedoch die Hauptsache ist: Die Neulandergreifung, die Arealausweitung vollzog sich innerhalb dieses Produktionskreises in noch ganz anderm Geschwindigkeit. Denn das Farmland wuchs, während unsere sozialdemokratischen Weltwirtschaftler und Kolonialpolitiker meist die siedelungskoloniale Lebenskraft der Vereinigten Staaten für schon lange erledigt ansahen, zwischen 1910 und 1920 weiter: in der westsüdlichen Zentralgruppe von 169,1 auf 173,4 Millionen Acres (um 2,5 %), in den Gebirgsstaaten von 59,5 auf 117,34 (97,1 %) und selbst in den siedelungsgesättigteren Staaten am Stillen Ozean recht stattlich von 51,2 auf 56,15 Millionen Acres (9,4 %). Trotz Einschränkungen und Stilllegungen im ältern und industriellern, mit einem Wort europäischem Osten weitete sich in der gesamten Union das der Farmerproduktion erstmals unterworfenen ehemalige Indianer- und Wildnisland von 1910 bis 1920 noch immer von 878,80 auf 955,88 Millionen Acres, also um über 77 Millionen Acres oder um 8,8 % aus. Das tatsächlich bereits bestellte (improved) Land vermehrte sich um 5,1 %. Um einen Anhalt für annähernde Vergleiche zu gewinnen, sei erwähnt, daß die deutsche Betriebsstatistik von 1907, das heißt für das noch unverkürzte deutsche Reichsgebiet, die gesamte deutsche landwirtschaftliche Fläche, also mit Einschluß von Wiesen und Weiden, Gärten und Weinbergen neben dem eigentlichen Ackerland, auf 31,83 Millionen Hektar oder 78,63 Millionen Acres angab: eine Zahl, die sich mit dem vereinsstaatlichen Farmlandzuwachs des jüngsten einen Zensusjahrzehnts nahezu deckt.<sup>6</sup>

6) Die amerikanischen Zahlen nach dem *Abstract of the 14. Census of the United States* (Washington 1923/).



ANADAS Gegenwart ist oft mit der glänzenden agrarischen Vergangenheit der Vereinigten Staaten, gerade in der großen agrarischen Umschwungszeit nach dem amerikanischen Bürgerkrieg, verglichen worden. Vor allem seit dem Weltkrieg traten die ungeheuren Reservekräfte seines Westens überwältigend hervor.

Sein Weizenareal stand im Durchschnitt der Jahre 1909 bis 1913 noch auf 9,94 Millionen Acres; es betrug in den letzten Jahren stets mehr als 22, 1921 unter dem Anreiz vorteilhafter Preise sogar über 23 Millionen Acres.

»Seine Weizenausfuhren stiegen von 152 Millionen Bushels im Jahr 1913 auf 293 Millionen Bushels 1923 ... Canada hat noch etliche Hundertmillionen Acker von entwicklungsfähigem Weizenland seinen 22 Millionen Anbaufläche von heute hinzuzufügen. Seine Produktionskosten stehen jedoch, nach dem Zeugnis unserer eigenen [vereinsstaatlichen] Tariffkommission weit unter jenen der Vereinigten Staaten. Dieses Faktum bildete denn auch die Grundlage für den Zollsatz von 42 Cents pro Bushel, der den canadischen Weizen beim Eintritt in die Vereinigten Staaten trifft.«<sup>7</sup>

So Edwin G. Nourse, dessen hervorragende Sachkenntnis Sering selber zugesteht. Tatsächlich rückte auch im Erntevorjahr (1. August 1925 bis 31. Juli 1926) Canada weit voran an die Spitze aller Weizenausfuhrländer. Von 529,9 Millionen Bushels, die dem Weltmarkt insgesamt zuströmten, flossen 275,5 Millionen, das heißt nicht weniger als 52%, aus dem großen zukunftsreichen amerikanischen Dominion. Nicht nur an der Spitze aller Ausfuhrländer stand Canada, sondern im Vergleich mit dem nächstgroßen Konkurrenten Argentinien lieferte es das Dreifache von dessen 86,7 Millionen Bushels; verglichen mit den Vereinigten Staaten, die mit ihren 74,2 Millionen die 3. Stelle einnahmen, nahezu das Vierfache. An 4. Stelle folgte alsdann Australien mit 53,85 Millionen Bushels, an 5., weit zurückbleibender Stelle Ungarn mit 11,34 Millionen Bushels. Selbst im Mehlexport überflügte Canada die Union. Es steuerte zu den 31,89 Millionen Barrels Weizenmehlausfuhren aller Hauptweizenländer 10,9 Millionen oder über 34% bei; daran erst schlossen sich die Vereinigten Staaten mit 9,7 Millionen, Australien mit 5,01 und Ungarn mit 1,82 Millionen Barrels an. 4½ Bushels Weizen auf 1 Barrel Mehl gerechnet, versorgte Canada die Defizitgebiete der Welt damals bereits mit 324,5 Millionen Bushels Weizen, das heißt mit 48% der gesamten internationalen Weizenzufuhren von 673,5 Millionen Bushels.<sup>8</sup> Montreal schwang sich 1921, als es 138,45 Millionen Bushels Getreide verfrachtete, an die Spitze aller Getreideexporthäfen der Welt empor; Galveston reihte sich ihm erst mit 94,17 und dann New York mit 84,70 Millionen Bushels an.<sup>9</sup> Welche Bedeutung die vereinsstaatlichen Farmer selber dieser blutjungen und doch in vielen Beziehungen überlegenen Konkurrenz beimessen, beweist einerseits ihr heutiges Drängen nach dem canadischen, wie dereinst nach dem eigenen Westen, andererseits die Schaffung eigener höherer und sogar recht verblüffend hoher Abwehrgetreidezölle und der große leidenschaftlich verfochtene Ausfuhrdumpingplan, der sich mit den Namen Haugen und McNary verknüpfte.<sup>10</sup>

Eine ganz andere agrarproduktive Reservekraft als unsere deutschen Schriftsteller erkennt Nourse ferner Argentinien mit seinen erschlossenen

7) Siehe Nourse *American Agriculture and the European Market* /New York 1924/ Seite 215.

8) Siehe *Board of Trade Journal* /London/ vom 13. Januar 1927.

9) Siehe *The Times Trade and Engineering Supplement* vom 24. Januar 1925.

10) Siehe Schippel Ein Antrag Kanitz in Amerika, in den Sozialistischen Monatsheften 1927 I Seite 271 und folgende, und die Artikel, die diesem vorangingen.

und noch unberührten Neuländereien zu: einmal für die Getreideerzeugung, dann, was dem Nordamerikaner noch wichtiger scheint, für die Fleischlieferung, auf deren Entwicklung sich sowohl das amerikanische wie das britische Großkapital gestürzt habe:

»Man schätzt, daß das noch verfügbare Weizenareal etwa 10mal so groß ist wie das heute bestellte ... Nicht allein stoßen wir hier auf eine stetige und hervorragende Produktionsvermehrung, sondern darüber hinaus bleibt eine beträchtliche unausgenutzte Leistungsfähigkeit je nach der Wiederbelebung des europäischen Absatzmarkts. Die Hauptausfuhrarten Argentiniens setzen sich zusammen aus Rindfleisch, Hammelfleisch, Wolle, Getreide und Butter. Ein Teil der Butter geht nach den Vereinigten Staaten, und unsere Erzeuger hatten auch den argentinischen Wettbewerb ganz besonders im Auge, als es sich um Zollschutzwälle gegen Rindfleisch, Mais und Wolle handelte, während bei Weizen- und Butterschutz Argentinien weniger in Frage kam ... Mit der Fleischproduktion sind einige der großen vereinsstaatlichen Packer schon seit Jahren fest verbunden: mehr im Hinblick auf die Ausfuhr nach Europa wie wegen der Zutuhr nach den Vereinigten Staaten. Englische Konzerne sind gleichfalls tätig und haben neuerdings eine gigantische Verschmelzung von britischen und südamerikanisch-heimischen Interessen sowohl in Argentinien wie in Uruguay erzielt. Man kann sicher sein, daß diese britischen und amerikanischen Konzerne ... die Viehproduktionsmöglichkeiten Südamerikas auf das höchste steigern werden. Zweifellos werden alsdann die Vereinigten Staaten von der Rindfleischversorgung Europas so gut wie ausgeschlossen sein; und hinsichtlich der Schafe sind wir schon Defizitland.«<sup>11</sup>

Bei *Australien* kommt der amerikanische Beobachter gleichfalls zu einem ganz andern Urteil als die oben erwähnten deutschen Autoren. Er erkennt die starken Reservekräfte des jungen Erdteils an, nicht für die Lieferung von Getreide, Fleisch und Molkereierzeugnissen allein sondern selbst für Obst und Gärtnereiprodukte. Wie Canada und Argentinien dehne Australien fortgesetzt sein Weizenbauareal aus. Von 7,6 Millionen Acres im Durchschnitt von 1909 bis 1913 sei dieses auf 9,8 und 10 Millionen 1923-1924 gesteigert worden; an Weizen habe es vor dem Krieg nur 55 Millionen Bushels ausführen können, während es 1921 102 Millionen zeitweise erreichte. Seine Konkurrenzstellung ergebe sich am besten aus den Verschiebungen zwischen Australien und den Vereinigten Staaten in der Weizenversorgung Englands; den Durchschnitt von 1898 bis 1901 mit dem von 1910 bis 1913 verglichen, ergebe sich ein starkes Zurückweichen der Vereinigten Staaten (von 61,64 Millionen englische Zentner auf 26,64 Millionen) und ein gewaltiges Vordringen Australiens (von 3,09 Millionen Zentner auf über 12,92 Millionen). Australien, an sich ausgedehnter als die Vereinigten Staaten, sei »bis zur Gegenwart nur kümmerlich (meagerly) entwickelt«. In Zukunft werde Amerika mit seiner fühlbaren Konkurrenz rechnen müssen, besonders angesichts der Erwartungen von den pazifischen Küstengebieten Amerikas aus den orientalischen Markt mit Weizen zu versorgen.<sup>12</sup>



OWEIT also in der nächsten absehbaren Zeit die siedelungskoloniale Neulanderschließung für die Gestaltung des Weltmarkts der hauptsächlich Agrarerzeugnisse, vor allem für Getreide und Fleisch, noch wesentlich mitbestimmend ist, kann man die Anschauungen der Seringschen Richtung kaum teilen.

An sich ist, um mit Marx zu reden, »jungfräulicher Boden, der durch freie Ein- [Zu-] wanderer kolonisiert« werden könnte, noch reichlich und überreichlich vorhanden. Rasch erschließbar sind in den in Betracht kommen-

11) Siehe *Nourse* am erwähnten Ort Seite 208 und folgende.

12) Siehe *Nourse* am erwähnten Ort Seite 216 und folgende.



den peripheren Erdstrichen vielleicht keine geringeren Flächenmengen als in den Vereinigten Staaten nach dem Bürgerkrieg und nach der Überwindung der Wald- und Übergangszone. Die aufzuwendenden Bodenerwerbs- und Betriebsanlagekosten weichen in den meisten dieser Produktionsgebiete tief nach unten vom europäischen Kostenniveau ab. Der praktisch unerschöpfliche Bodenüberfluß wird sie daher noch lange Zeit an einer vorwiegenden extensiven Agrarproduktion festhalten, die nachzuahmen für das europäische Wirtschaftsgebiet einen schweren Rückschritt darstellen würde, deren niedrigere Produktionskosten daher durchaus nicht, wie man so oft meint, in normaler produktioneeller Überlegenheit wurzeln.

Daß diese tiefe produktioneelle Abweichung in Zukunft nicht mehr, wie seit dem Ende der siebziger Jahre, in der europäischen Wirtschafts- und Handelspolitik zum Ausdruck kommen sollte, ist kaum anzunehmen. Schon die Erfahrung, daß die mehr gesättigten und den europäischen Landwirtschaftsgrundlagen mehr angenäherten Vereinigten Staaten der Gegenwart ihrerseits selber zu einem immer ausgeprägtern Agrarschutz gegen die noch jüngeren Siedelungsländer greifen, spricht hier Bände, und die "prinzipiellen" Agrarschutzgegner (zu denen Sering keineswegs gehört), die dabei verharren unter vollkommen andersgearteten, grundverschiedenen Verhältnissen die gleichen Sprüchlein wie die für ihre Zeit so verdienstvollen Führer der ehemaligen englischen Antikornzolliga aufzusagen, werden deshalb nach wie vor lediglich Enttäuschungen einheimen.

Jede neuartige Konstellation der internationalen Konkurrenzbeziehungen erzeugt und verlangt nun einmal ihre eigenartigen wirtschafts- und handelspolitischen Eingriffe. Die Versuche einer Annäherung an freiem Handel haben (wie innerhalb des kontinentaleuropäischen Produktionskreises) ihre große Bedeutung, wo gleichartige Entwicklungen vorliegen und sich geltend machen. Wo, durch die modernen Verkehrsmittel erleichtert und daher gerade in neuerer Zeit häufiger auftretend, disparate Wirtschaftsstufen aufeinanderstoßen, ist die Zeit des internationalen Freihandels-laisser-aller noch nicht gekommen, und die Ausbildung speziell des Agrarschutzes gegen siedelungskoloniale extensive Landwirtschaft dient hier der Förderung und Höherhebung der Produktion und Produktionsweise.

## PETER GRASSMANN · EPILOG ZUM PARISER KONGRESS DES INTERNATIONALEN GEWERKSCHAFTSBUNDES



UCH unter normalen Voraussetzungen und bei gewohntem Verlauf hätte die fällige Zusammenkunft einer Körperschaft von solcher Bedeutung, wie sie die internationale Vereinigung der freien Gewerkschaften besitzt, weit über den Kreis der Mitglieder und der wohlwollenden oder mißgünstigen Interessenten Aufmerksamkeit erregt. Sind doch die wirtschaftlichen Vereinigungen der Arbeiter, Angestellten und Beamten im Krieg und besonders nach seiner Beendigung zu dem Ansehen gelangt, das ihnen kurzsichtige Staatsraison und engherziges Unternehmertum glaubten vorher versagen zu müssen. Der Krieg hatte die Weltwirtschaft desorganisiert und die einzelstaatlichen Wirtschaftsgebiete so blutleer an Kunden wie an Kapital gemacht, daß ein Wieder-

zurechtrücken dessen, was aus allen Fugen gegangen war, gegen den Willen der Arbeitnehmer, ja selbst ohne deren Mitwirken einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Für so manche einstmals als Todsünde bewertete Lebensäußerung der Gewerkschaften war inzwischen das Verständnis weitester Kreise wachgeworden, nicht zuletzt auch für die Pflege guter internationaler Beziehungen. Es ist also nicht zuviel behauptet, wenn festgestellt wird, daß heute den internationalen Kongressen der Gewerkschaften eine Beachtung zuteil wird, die der von Zusammenkünften industriell oder kommerziell Tätiger, ja der leitender Staatsmänner die Wage hält.

Wie sehr das Aufgabengebiet der Gewerkschaften gewachsen ist, zeigte die Tagesordnung des Pariser Kongresses. Abgesehen von den bei solchen Tagungen üblichen Formalien (Berichte und Wahlen unterschiedlichster Art) und nach Aufzählung der teils internen Gebiete (organisatorischer Aufbau, Satzungsänderungen, Erledigung von Anträgen) teils aus Wesen und Taktik der Bewegung sozusagen naturgemäß erwachsenden Obliegenheiten (Kampf um den Achtstundentag, internationale Hilfe bei Lohnkämpfen, Gewerkschaftsfreiheit) wies sie mehrere Punkte von allgemeiner Bedeutung auf. Zunächst wurden die Voraussetzungen für eine engere Verbindung der Organisationen der Angestellten und Beamten mit denen der Arbeiter geschaffen. Dann widmete der Kongreß seine Aufmerksamkeit der Abrüstungsfrage und dem Kampf gegen Kriegsgefahr, endlich der Lage der Weltwirtschaft. Die Beratungen wie auch der Beschluß geben die seit langem in Gewerkschaftskreisen herrschenden Gedankengänge wieder: 1. Förderung des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs durch Bekämpfung aller Maßnahmen, die auf wirtschaftspolitische Feindschaft hinauslaufen; Unterstützung der Arbeiten des Völkerbunds und der Durchführung der Beschlüsse der Genfer Weltwirtschaftskonferenz, soweit sie das gleiche Ziel im Auge haben; 2. Rationalisierung, unter der Bedingung, daß bei ihrer Durchführung die beteiligten Arbeiter beziehungsweise die Genossenschaften mitwirken, und daß ihr die Erhöhung des Reallohns der großen Verbrauchermassen und damit die Erweiterung des Markts folgen; 3. Beobachtung und Kontrolle der nationalen und internationalen Kartelle durch die Gewerkschaften mit dem (vorläufigen) Ziel der Schaffung von Kartellkontrollämtern, öffentlichen Kartellregistern, einer Kartellgerichtsbarkeit (mit jeweils paritätischer Besetzung) und Beteiligung von Gewerkschaftsvertretern in den Aufsichtsinstanzen und Geschäftsführungen der großen monopolartigen Unternehmungen; endlich Inangriffnahme aller Maßnahmen, die zur Belebung des innern Markts führen.

Diese sozusagen auf der natürlichen Linie internationaler Gewerkschaftspolitik liegenden Programmpunkte hätten allein schon genügt das den Kongreßarbeiten entgegengebrachte Interesse zu rechtfertigen. Wenn die Verhandlungen darüber hinaus stellenweise eine Art Sensation erregten, so ist dies dem Verhältnis der Amsterdamer Zentrale zu der sogenannten Roten Gewerkschaftsinternationale zu danken, mehr aber noch der Haltung, die die Gewerkschaften Englands und deren Generalrat beobachteten.

Das feindselige, illoyale, unaufrichtige Verhalten der Bolschewisten gegen Amsterdam ist bekannt. Der Internationale Gewerkschaftsbund lud auf seinem 1. Kongreß nach dem Krieg, im Sommer 1919, auch die russischen Gewerkschaften zum Beitritt ein, hielt ihnen sogar einen Sitz in seinem Vorstand offen. Als Antwort beschlossen die Russen auf ihrem 3. Kongreß, im

April 1920, daß die russischen Gewerkschaften sich der kommunistischen Dritten Internationale anzuschließen hätten, und daß die Gewerkschaften in den anderen Ländern gleichfalls dazu aufzufordern wären. Demzufolge bemühten sich die Kommunisten in allen Ländern die Gewerkschaften unter ihre Botmäßigkeit zu bringen oder sie dort, wo ihnen das nicht gelang, zu spalten. Zwar führte dies nirgends zu dem Ergebnis Vorhutstellungen für die versprochene Weltrevolution zu schaffen, wohl aber zur Schwächung der Gewerkschaftsbewegung. Norwegen trat aus dem Internationalen Gewerkschaftsbund aus, ohne sich jedoch der Moskauer Zentrale anzuschließen; Frankreichs Gewerkschaftsbund wurde empfindlich geschädigt; in Italien schuf die "Übernahme der Betriebe" im Jahr 1920 die Voraussetzungen für das fascistische Regime; und in allen Ländern trieb man eine wüste Agitation gegen die Organe der Gewerkschaften. Zwischendurch ließ man den Ballon der "Einheitsfront" steigen, was der bedeutendste der russischen Gewerkschaftsführer, Tomskij, im Dezember 1925 als einen »Versuch« charakterisierte »unter dem Schein der Einheit, mit den Worten von der Einheit auf den Lippen, zur Spaltung zu treiben und zu glauben, daß es niemand merken werde«. Tomskij fügte zwar damals hinzu: »Mit einer solchen Politik wird man nichts erreichen können, solche Politik ist heuchlerisch und doppelzünftig.« Er hatte aber bald Ursache diese "Entgleisung" zu bereuen und folgt seitdem dem von Losowskij und Sinowjow gegebenen Beispiel, nachdem er lernen mußte, daß das »konterrevolutionäre Geschwätz« von einem möglichen Anschluß der russischen Gewerkschaften an die Amsterdamer Internationale »auf das entschiedenste zurückzuweisen« sei. Der Wiener Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes /1924/ versuchte nochmals eine Brücke zu schlagen. Er sprach sein Bedauern über den Nichtanschluß der Russen aus und empfahl dem Bureau, »soweit es möglich sein wird, ohne die Würde des Internationalen Gewerkschaftsbundes zu verletzen, seine Bemühungen fortzusetzen, um die Einverleibung der russischen Gewerkschaften auf Grund der Statuten und Bestimmungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes in die internationale Gewerkschaftsbewegung herbeizuführen«. Die im Verfolg dieses Beschlusses erneut gepflogene Korrespondenz zwischen Amsterdam und Moskau blieb ebenso ergebnislos wie die frühere.

Diese kurze Auffrischung zurückliegender Vorgänge erscheint notwendig, weil ohne sie die Sensation des Pariser Kongresses unverständlich wäre. Sie fand ihren Auftakt schon in der Begrüßungsrede des Vorsitzenden des Internationalen Gewerkschaftsbundes Purcell (des selben Purcell, der in Wien auf Vorschlag der englischen Delegation gewählt worden war, obschon es bekannt war, daß er im Juni 1920 an einer Konferenz in Moskau, die die Rote Gewerkschaftsinternationale vorbereitete, teilgenommen und inzwischen mehrfach seine Sympathie für Moskau bekundet hatte). Seine Rede in Paris betonte erneut die Notwendigkeit eines Zusammengehens beider Gewerkschaftsinternationalen, wies auch auf die Aussichten hin, die das Erwachen der andersfarbigen Rassen, besonders der chinesischen Arbeiter, böte, und mahnte die europäischen Arbeiter von diesen Elan, Schlagkraft und einiges andere mehr zu lernen. Bei aller Anerkennung individueller Freiheit im Urteil empfand der Kongreß diese Rede doch als einen Affront gegen den ganzen Internationalen Gewerkschaftsbund, um so peinlicher, als er von seinem Vorsitzenden verübt worden war, und stimmte der sehr taktvollen Zurückweisung durch die übrigen Vorstandsmitglieder zu. Am 2. Tag verlas

der englische Sekretär Brown einen Brief Oudegeests an Jouhaux, der an einer Stelle unter Hinweis auf ein Schreiben Tomskijs sagte, er glaube, daß die Russen diesmal den Wunsch zur Mitarbeit bezeugten, und daß es deshalb für den Internationalen Gewerkschaftsbund an der Zeit sei »zum Angriff überzugehen«. Diese unsinnige, mit der Schlußfolgerung der Betrachtung der Lage im ganzen übrigen Brief vollkommen in Widerspruch stehende Redewendung gab, im Verein mit einer andern Briefstelle, die den Führer der englischen Delegation Hicks betraf, den Engländern Veranlassung zu schweren Anklagen gegen die Leitung des Internationalen Gewerkschaftsbundes, unter anderm zu der, daß sie »antibritisch« sei. Zwar klärte die mit der Untersuchung dieser Vorgänge betraute 1. Kommission den Sachverhalt auf und zieh den Sekretär Brown, der 2½ Jahre den Brief für sich behielt, ohne eine der zahlreichen Vorstands- und Ausschußsitzungen zur Klarstellung zu veranlassen, der Illoyalität, zwar erklärte Oudegeest trotz dem Spruch der Kommission seinen Austritt; die englische Delegation erklärte sich für unbefriedigt und drohte, falls der Kongreß den Engländer Hicks, der an Stelle Purcells von den übrigen Ländern in Vorschlag gebracht worden war, wähle, den Kongreß zu verlassen. Hierzu kam es nun nicht, obschon die Engländer sich an der Vorstandswahl nicht beteiligten; ein Bruch war und ist vermieden.

Diese Vorgänge wären für den Fernerstehenden unverständlich, wenn man nicht die britische "fairness" kannte und nicht wüßte, daß die englischen Gewerkschaften seit Jahren eine engere Verbindung mit Rußland suchten und zu diesem wie zum Zweck einer Verständigung zwischen Amsterdam und Moskau ein Englisch-Russisches Komitee gebildet hatten, dessen Mitglied eben der Vorsitzende des Internationalen Gewerkschaftsbundes Purcell war und ist. Wie sind die Engländer auf diese Bahn geraten, deren Betreten starke Unzufriedenheit bei allen anderen Landeszentralen auslöste? England hat seit Kriegsende eine unverhältnismäßig hohe Arbeitslosigkeit mit zum Teil sehr langer Dauer für die davon Betroffenen. Angesichts dieser Tatsache und des Verlustes großer Absatzgebiete glaubten die englischen Gewerkschaften der heimischen wirtschaftlichen Not am sichersten durch Gewinnung des russischen Markts abhelfen zu können, und sie knüpften zu diesem Zweck engere Verbindungen mit den russischen Gewerkschaften an, im Vertrauen auf deren guten Willen und deren Einfluß auf die bolschewistische Regierung. Sie ließen von dieser Zuversicht nicht ab, trotz den Warnungen der kontinentalen Gewerkschaften, die die trübsten Erfahrungen mit den Kommunisten gemacht hatten, ja selbst trotz den Verleumdungen und Beschimpfungen durch die russischen Gewerkschaftsführer, die sich in dem Maß häuften, wie sie einsehen mußten, daß ihre Spekulation auf die Botmäßigkeit der Engländer mißglückt war. Vielleicht istritisches Naturell, insulares Fühlen und Denken, dessen sich infolge jahrhundertelanger Tradition auch Volksschichten nur schwer ent schlagen können, die in anderen Ländern längst über die Landesgrenzen hinüber zu sehen und zu handeln gewohnt sind, schuld daran, daß hier so zäh an Verfehltem festgehalten wurde. Das drückt auch weiterblickende Briten. So schrieb K. T. Kramp, der Sekretär des englischen Eisenbahnerverbands, in der Railway Review vom 2. September 1927: »Ich habe mich oft darüber beklagt, daß wir Engländer keine guten Internationalisten sind. Obwohl wir uns, glaube ich, in letzter Zeit gebessert haben, befürchte ich, daß wir auf diesem Gebiet immer noch hinter den Arbeitern anderer Länder zurückstehen.«

Der mittlerweile in Edinburgh abgehaltene Kongreß der britischen Gewerkschaften hat den Zauber englisch-russischer Gemeinschaftsarbeit, der schon vorher arg geschwunden war, wohl endgültig zerstört. Beweis dafür ist der Haßaufruf der Bolschewisten. Eine der Differenzen zwischen der Gewerkschaftsbewegung des Inselreichs und der des Kontinents ist damit beseitigt. Die andere: das Festhalten an einer Kandidatur (Purcell), obschon alle Welt sie ablehnte, ist wohl auf ein durch den Generalrat gebundenes Mandat zurückzuführen, vielleicht auch auf britische Bewertung individuellen und nationalen Prestiges. Sie dürfte zu einem Konflikt schon deshalb nicht führen, weil trotz etwaigen alten Vorurteilen unsere britischen Kameraden einsehen, wie gefährlich die "splendid isolation" für alle ist, besonders aber für die Arbeiter. Gleichgültig, ob Gefühl oder Verstand die Entscheidung trifft, weder können die kontinentalen Gewerkschaften die britischen im Internationalen Gewerkschaftsbund entbehren, noch diese (und wahrscheinlich noch weniger) die kontinentalen. Die aus den Pariser Vorgängen einen Bruch erwarteten, werden bald sehen, daß sie falsch gerechnet haben.

## GERTRUD HANNA · DIE ERSTE INTERNATIONALE GEWERKSCHAFTLICHE FRAUENKONFERENZ



Am 29. und 30. Juli, unmittelbar vor dem Internationalen Gewerkschaftskongreß, tagte in Paris eine vom Internationalen Gewerkschaftsbund einberufene Gewerkschaftliche Frauenkonferenz. Sie war von 14, dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen gewerkschaftlichen Landeszentralen durch 47 Delegierte besetzt. Die einzelnen Landeszentralen waren wie folgt vertreten: Deutschland und Frankreich durch je 10, Österreich durch 8, Belgien durch 4, Dänemark durch 3, Schweden, Polen und Palästina durch je 2, England, Holland, Spanien, die Tschechoslowakei, Ungarn und Lettland durch je 1 Delegierte. Als eingeladene Gäste waren anwesend: das Internationale Sozialistische Frauenkomitee mit 5 Vertreterinnen, das Internationale Arbeitsamt, die Internationale Genossenschaftliche Frauengilde, die Internationale Vereinigung für Frauenstimmrecht und der Amerikanische Arbeiterinnenbund mit je 1 Delegierten.

Die Internationale Gewerkschaftliche Frauenkonferenz in Paris war die erste ihrer Art. Schon einmal, 1924, vor dem 3. Internationalen Gewerkschaftskongreß in Wien, war eine Internationale Arbeiterinnenkonferenz veranstaltet worden. Ihr Hauptzweck war Klärung über die Haltung der dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen gewerkschaftlichen Landeszentralen zu dem im Oktober 1919 in Washington begründeten Internationalen Arbeiterinnenbund herbeizuführen. Der 2. Internationale Gewerkschaftskongreß in Rom hatte nahezu einstimmig einen Antrag des Vorstands des Internationalen Gewerkschaftsbundes abgelehnt, der verlangt hatte, daß der Internationale Gewerkschaftsbund als solcher dem Internationalen Arbeiterinnenbund für die in seinen angeschlossenen Landeszentralen organisierten Frauen beitrage und die Beiträge für diese Frauen bezahle. Die Vertreter der Landeszentralen hielten es mit Recht für unmöglich, daß die weiblichen Mitglieder der gewerkschaftlichen Landeszentralen, die in den einzelnen Ländern fast ausnahmslos keine besonderen Frauenorganisationen

bilden, 2 gewerkschaftlichen Internationalen angehören sollten, die jede einen besondern Vorstand, eigene Beiträge und ein eigenes Beschlußrecht hatten. Ein weiterer wichtiger Grund für die Ablehnung enger organisatorischer Beziehungen zu dem Internationalen Arbeiterinnenbund war dessen Zusammensetzung. Soweit überhaupt etwas über die Organisationen bekannt war, die 1919 in Washington ihren Beitritt erklärt hatten, waren es mit Ausnahme von 2 aus England und Amerika bürgerliche Frauenorganisationen ohne gewerkschaftlichen Charakter. Auf einem 1923 in Wien abgehaltenen Kongreß des Bundes, der auch von Vertretern des Internationalen Gewerkschaftsbundes besucht war, lehnten die Vertreterinnen des Amerikanischen Arbeiterinnenbundes, die in der Hauptsache Stütze des Internationalen Arbeiterinnenbundes waren und sein Sekretariat in London finanzierten, die Vorschläge des Internationalen Gewerkschaftsbundes auf engere organisatorische Verbindung mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund ab. Nennenswerte Bedeutung hatte der Internationale Arbeiterinnenbund seiner Zusammensetzung und Ziele wegen nicht gewinnen können. Auf der Internationalen Arbeiterinnenkonferenz in Wien 1924 stimmte auch die Sekretärin des Internationalen Arbeiterinnenbundes einer Resolution zu, die die Auflösung des Internationalen Arbeiterinnenbundes bedeutete. Es wurde darin ausgesprochen, »daß das Bureau des Internationalen Gewerkschaftsbundes bereit ist 1. nach Bedarf, eventuell vor dem Dreijahreskongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes, eine Arbeiterinnenkonferenz einzuberufen, 2. die Frage der Aufstellung eines Arbeiterinnenkomitees, das mit dem Internationalen Gewerkschaftsbund zusammenarbeiten soll, zu prüfen und diesbezügliche Richtlinien auszuarbeiten«. In Ausführung dieses Beschlusses wurde 1925 vom Vorstand des Internationalen Gewerkschaftsbundes ein Internationales Arbeiterinnenkomitee eingesetzt, dem Helene Burniaux /Belgien/, Henriette Crone /Dänemark/, Gertrud Hanna /Deutschland/, Julia Varley /England/, Jeannette Chevenard /Frankreich/ angehören. Die Konferenz in Paris war also das Ergebnis des Wiener Beschlusses aus dem Jahr 1924. Ihre Tagesordnung war: 1. Arbeiterinnenschutz (Referentin Burniaux), 2. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frauenerwerbsarbeit (Referentin Hanna), 3. Heimarbeit (Referentin Varley).

Als 1. Tagesordnungspunkt war der Arbeiterinnenschutz gewählt worden, weil seit einigen Jahren in verschiedenen Ländern aus Frauenkreisen Stimmen gegen einen besondern Arbeiterinnenschutz laut geworden waren. Die Ursache hierfür sind die Konflikte, in die in allen Ländern Frauen geraten, die gezwungen oder freiwillig Arbeit suchen, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben oder um sich wirtschaftliche Unabhängigkeit oder einen Lebensinhalt zu schaffen, und die tatsächlich oder vermeintlich in diesem Streben durch den besondern Arbeiterinnenschutz gehemmt werden, von dem sie auch annehmen, daß er eine gerechte materielle und ideelle Bewertung der Frauenarbeit beeinträchtigt. Im vorigen Jahr hat denn auch bekanntlich ein Kongreß des Weltbunds für Frauenstimmrecht in Paris mit knapper Majorität einen Beschluß gefaßt, der jeden besondern Arbeiterinnenschutz ablehnt. Ausschlaggebend waren hierbei die Stimmen von Vertreterinnen orientalischer Länder, die die für sie neue Freiheit der Persönlichkeit und der Gleichberechtigung mit dem Mann uneingeschränkt genießen wollen und aus ihren persönlichen Verhältnissen und Erfahrungen heraus die Folgen unbeschränkter Ausnutzung von Frauenkraft im Erwerbsleben nicht kennen-

gelernt hatten. Auch in Amerika, in Australien, in England und insbesondere in den skandinavischen Ländern ist man gegen einen besondern Arbeiterinnenschutz gestimmt. In den skandinavischen Ländern finden diese Bestrebungen auch in Arbeiterinnenkreisen starke Stützpunkte, während sie in den außereuropäischen Ländern in der Hauptsache nur von bürgerlichen Frauen getragen werden. Den Teilnehmerinnen der 1. Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz aus dem Jahr 1910 ist noch in Erinnerung, mit welcher Energie damals die skandinavischen Genossinnen sich gegen ein Verbot der Frauennachtarbeit als sozialistischer Forderung gewehrt hatten. Das Mitglied des Internationalen Arbeiterinnenkomitees aus Dänemark versuchte auch in diesem Gremium gegen einen besondern Arbeiterinnenschutz zu wirken. Aus diesen Gründen hatte sich die Internationale Gewerkschaftliche Frauenkonferenz zur Aufgabe gestellt durch eingehende Behandlung der Frage grundsätzliche Klärung darüber zu schaffen, ob die auf verschiedenen Gewerkschaftskongressen gefaßten Beschlüsse, die auf ausreichenden Arbeiterinnenschutz hinausgingen, aufrechtzuerhalten seien.

Die Internationale Gewerkschaftliche Frauenkonferenz hat sich nun einstimmig (bei Stimmenthaltung der Delegierten aus Dänemark und Schweden) für ausreichenden Arbeiterinnenschutz ausgesprochen. Einmütig stellten sich die Vertreterinnen aller übrigen Landeszentralen auf den Standpunkt der belgischen Referentin. Ihre in der Tendenz mit der oben erwähnten Ausnahme einmütig gebilligte Resolution erhielt auf Anregung von deutscher Seite und nach Begründung durch deutsche Vertreterinnen eine Fassung, deren Wortlaut keinen Zweifel darüber zuläßt, daß die Konferenz den Geltungsbereich des Arbeiterinnenschutzes auf alle weiblichen Lohn- und Gehaltsempfänger ausgedehnt wissen will, also auch auf die Landarbeiterinnen, die Hausgehilfinnen, die in der Kranken- und Wohlfahrtspflege beschäftigten Arbeiterinnen und auf die weiblichen Angestellten. Interessant und wichtig war die Erklärung des als Gast auf der Konferenz anwesenden Vertreters der Gewerkschaftlichen Landeszentrale Schwedens, daß die schwedische Delegierte, die sich auf der Konferenz gegen einen besondern Arbeiterinnenschutz ausgesprochen, dies weder im Auftrag noch im Einverständnis mit der Landeszentrale getan hätte.

Die Resolution zu diesem Tagesordnungspunkt hat folgenden Wortlaut: »Die am 29. und 30. Juli in Paris tagende Arbeiterinnenkonferenz von Delegierten der dem Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Organisationen gibt ihrem festen Willen Ausdruck sich mit aller Kraft für die folgenden Forderungen zum Schutz aller gegen Lohn oder Gehalt beschäftigten weiblichen Berufstätigen einzusetzen: 1. Arbeiterinnenschutz: Diese Forderungen umfassen alle dem Schutze der Arbeit dienenden Maßnahmen: Achtstundentag, Gewerbeinspektion, Krankenversicherung, gewerkschaftliche Freiheit, Mindestlöhne. 2. Maßnahmen zum Schutz der Arbeiterin als Frau: diese Forderungen zielen auf die Ratifizierung des Washingtoner Übereinkommens betreffend die Ruhezeit vor und nach der Schwangerschaft und die Nachtarbeit der Frauen als Mindestforderung; die Ausdehnung und Durchführung der Vorschläge der Arbeitskonalferenzen von Genf und Washington betreffend den Schutz der Arbeiterinnen in ungesunden Industrien und in der Landwirtschaft. Die Vertreterinnen der organisierten Arbeiterinnen erklären sich mit den Arbeitern der ganzen Welt solidarisch und werden auch weiterhin Seite an Seite mit diesen für die Erneuerung der Welt kämpfen.«

Zum 2. Punkt der Tagesordnung lagen der Konferenz umfangreiche Leitsätze gedruckt vor. Die Verfasserin dieses Artikels schilderte als Referentin Umfang, Art und voraussichtliche Entwicklung und Tendenz der Frauenarbeit. Sie legte vor allem großen Wert darauf die fast unausdenkbaren

Folgen der üblichen, von Männern wie Frauen vielfach gedankenlos hingenommenen Differenzierung zwischen der Entlohnung der männlichen und der weiblichen Berufsarbeit in der gegenwärtigen Zeit fortschreitender Mechanisierung des Arbeitsprozesses, die eine vermehrte Verwendung von Frauenkräften begünstigt, klarzumachen. Wichtige Voraussetzung für die von den Gewerkschaften zu leistende Aufgabe: die lohndrückende Wirkung der Frauenarbeit und die schädigende Wirkung der weiblichen Erwerbsarbeit auf die Volksgesundheit zu beseitigen, sei die Einsicht in Umfang und Entwicklungsmöglichkeiten von Frauenarbeit, die aus einer Reihe von Ursachen käme, unter denen das Streben der Frauen nach Freiheit und Lebensinhalt als wesentlich und unaufhaltsam zu betrachten sei. Die Kenntnis über Umfang, Art und Wirkung der Frauenerwerbsarbeit werde die Gewerkschaften in allen Ländern zu energischer Propaganda antreiben, um auch die arbeitende Frau mit zu erfassen. Da in allen Ländern eine bewußte Anteilnahme zahlreicher Frauen an der Gewerkschaftsbewegung zu beobachten sei, werde es wohl gelingen auch die arbeitenden Frauen möglichst vollständig in die gewerkschaftliche Organisation einzubeziehen. Gegen die von mir aufgestellte Forderung auf gleichen Lohn für gleiche Leistung, unter gerechter Bewertung der Arbeitsleistung der Frauen, wandte sich die Vertreterin aus Holland, aus den gleichen Gründen, aus denen heraus die skandinavischen Vertreterinnen gegen einen besondern Arbeiterinnenschutz eingetreten waren. Sie blieb mit ihrer Auffassung allein. Die Konferenz nahm im übrigen einstimmig die Leitsätze der Referentin und einen Antrag an, der den Vorstand des Internationalen Gewerkschaftsbunds beauftragte das Referat in 3 Sprachen als Agitationsbroschüre herauszugeben.

Eine von österreichischer und deutscher Seite veranlaßte Resolution unterstrich die Gedanken der Konferenz zu diesem Tagesordnungspunkt. Sie lautet: »Die am 29. und 30. Juli in Paris tagende Internationale Arbeiterinnenkonferenz stellt im Anschluß an das Referat der Genossin Hanna über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Frauenerwerbsarbeit fest: Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung bedingt in allen Ländern eine ständige Zunahme der Frauenerwerbsarbeit. Alle Bestrebungen die Frauen aus der Berufsarbeit auszuschalten stehen im Widerspruch zu dieser Entwicklung. Der heute noch vielfach vorhandene Zustand gegen die Frauenarbeit entspringt der Tatsache, daß durch die schlechtere Entlohnung der Frau die Löhne der Arbeiterschaft gefährdet sind. Dieser Zustand kann nur durch die Verwirklichung aller gewerkschaftlichen Forderungen, insbesondere der Forderung "Gleicher Lohn für gleiche Leistung!" beseitigt werden. Dieses Ziel kann nur erreicht werden durch die möglichst vollständige Erfassung der Frauen durch die gewerkschaftliche Organisation. Die Internationale Arbeiterinnenkonferenz appelliert an die arbeitenden Frauen aller Länder sich ihrer gewerkschaftlichen Organisation anzuschließen und ihre Kräfte voll und ganz in den Dienst der gewerkschaftlichen Tätigkeit zu stellen. Sie ist dabei sicher, daß die in den Gewerkschaften stehenden Männer diese für die Erfüllung der gewerkschaftlichen Ziele unerläßliche Mitarbeit der Frauen nach Kräften unterstützen werden.«

Differenzen in der Auffassung ergaben sich beim 3. Punkt der Tagesordnung zwischen der Konferenz und der Referentin aus England, die einen Antrag vorgelegt hatte, der die Abschaffung der Heimarbeit forderte. Die Referentin hatte sich bei ihren Ausführungen ausschließlich nach englischen Verhältnissen gerichtet. Auch ihr Vorschlag gesetzliche Mindestlöhne außer für die Heimarbeit, nach einem in England geltenden Schema, auch für andere minderbezahlte Industrien zu fordern fand keine Zustimmung. Diese Forderung hat bekanntlich kürzlich die Internationale Arbeitskonferenz in



Genf beschäftigt, die hierüber im nächsten Jahr endgültig Beschluß fassen wird. Einig war die Konferenz in der Forderung die soziale Gesetzgebung, insbesondere die Sozialversicherung in allen Ländern auf die Heimarbeit auszudehnen. Die Referentin gab übrigens in ihrem Schlußwort zu, daß mit Heimarbeit auf absehbare Zeit gerechnet werden müsse, und daß ihre Abschaffung vorläufig nicht zu erzwingen sei.

Die Auffassung der Konferenz zum Punkt Heimarbeit wurde in folgender, einstimmig angenommenen Resolution niedergelegt:

»Die Internationale Arbeiterinnenkonferenz ist sich bewußt, daß die Mehrzahl der in der Heimarbeit Beschäftigten Frauen sind. Darum verlangt die Konferenz, daß in allen Ländern dafür gesorgt wird, daß die Arbeits- und Lohnbedingungen der in der Heimarbeit Beschäftigten denen der Betriebsarbeiterschaft des selben Berufes mindestens gleichgestellt werden. Ferner fordert die Konferenz, daß in allen Ländern für alle in der Heimarbeit beschäftigten Personen die Sozialgesetzgebung des Landes volle Auswirkung findet. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn in allen Ländern auf die gewerkschaftliche Erfassung der in der Heimarbeit Beschäftigten das größte Augenmerk gelegt wird. Der Kongreß verlangt, daß die Internationale Arbeitskonferenz des Jahres 1928 ein Übereinkommen betreffend die Ausarbeitung von Methoden zur Festsetzung von Mindestlöhnen annimmt.«

Die Konferenz protestierte auch gegen die (damals noch nicht vollzogene) Hinrichtung Saccos und Vanzettis und forderte die Frauen aller Länder auf gegen jedwede Kriegshetze zu wirken.

Die Internationale Gewerkschaftliche Frauenkonferenz ist als ein erfreuliches Zeichen starker Anteilnahme von Frauen an den Bestrebungen der Gewerkschaften in zahlreichen Ländern zu werten. Der Gedanke der Notwendigkeit gewerkschaftlicher Organisation marschiert. Das hat die Internationale Gewerkschaftliche Frauenkonferenz bewiesen, deren Beschlüsse vom Internationalen Gewerkschaftskongreß einstimmig gutgeheißen worden sind und sich sicher zum Wohl der Gesamtheit aller auf Erwerbsarbeit angewiesenen Menschen auswirken werden.

## FELIX STÖSSINGER · DAS WIRKLICHE AMERIKA · EIN NACHWORT ZUM FALL SACCO-VANZETTI

**N**ICOLA Sacco und Bartolomeo Vanzetti, 2 italienische Proletarier anarchistischer Gesinnung, erlitten am 23. August dieses Jahres im Gefängnis zu Boston den Feuertod auf dem Elektrischen Stuhl. Als die Nachricht von der vollzogenen Hinrichtung bekannt wurde, schien es, als ob die ganze Schöpfung einen Augenblick den Atem anhielte. Übermächtig war das Gefühl, daß der Tod dieser beiden armen bisher unbekanntenen Menschen etwas Großes bedeutete. Niemals wohl haben Millionen Herzen, Millionen Stimmen aller Kontinente mit gleicher Inbrunst um Gnade, um Aufschub wenigstens einer nicht wiedergutzumachenden Handlung gefleht. Niemals hat das Rechtsgefühl der ganzen Welt als Antwort einen Schlag von gleicher Brutalität erhalten. In allen Ländern flammte die Empörung der Massen zu ungewöhnlichen Manifestationen auf. Von Johannesburg bis Oslo, von Rio bis Belgrad demonstrierten Millionen gegen diese beispiellose Schändung der Menschenrechte. Auf den Straßen floß Blut, viele Güter wurden zerstört. Und trotzdem oder gerade wegen der scheinbaren Sinnlosigkeit dieser Aktionen, die Tote nicht wieder gehen machen konnten, mußte das Herz aller gerecht denkenden Menschen für die Demonstranten schlagen. Irgendwie mußte sich die Em-

pörung Luft schaffen, nachdem die Völker fast jedes Landes durch die Justizbarbarei der Nachkriegszeit Erbitterung in Fülle bei sich gehäuft hatten. Die Menschheit, die 12 Millionen Tote auf den Schlachtfeldern verlor, ohne sich dagegen zu erheben, stellte ihre Ehre her, als sie wegen der Tötung zweier Arbeiter, an deren Unschuld sie glaubte, sich selbst bedenkenlos den Staatsgewalten entgegenwarf.

Der Kampf für Sacco und Vanzetti hatte auf der ganzen Welt das gleiche Ziel. Aber nicht überall war der Gegner gleich, gegen den man demonstrierte. Instinktiv am richtigsten erkannte Frankreich, das stets für verletztes Recht erglüht und das in jenen Wochen geradezu in Flammen stand, den Schuldigen. Nicht ein Gericht, nicht eine Clique, nicht eine einzelne Schicht, die das Land beherrschte, wie im Fall Dreyfus, wollte ihr Opfer haben. Nicht der Richter Thayer und nicht der Gouverneur Fuller trugen die Schuld. Schuldig war und ist die ganze herrschende Klasse Amerikas. In all ihren Formen und Schattierungen hat sie den Tod der beiden gewollt und bewirkt. »Vergeßt nicht!« rief uns die stets tapfere Straßburger Freie Presse zu. Deutschlands Stellung gegen Amerika war bedeutend vorsichtiger. Die deutsche Öffentlichkeit hat seit Jahren eine Gesinnung gegen Amerika entwickelt, die man nur als byzantinisch bezeichnen kann. Trotz allen (übrigens längst als falsch erwiesenen) Behauptungen, daß Deutschland nur durch Amerikas Eintreten den Krieg verloren habe, liegt Deutschland vor allem Amerikanischen auf der Erde, es gibt Amerika gegenüber jedes Selbstbewußtsein nationalen und europäischen Charakters preis. Die Sucht Amerika alles, sei es auch das Stumpfsinnigste, nachzumachen und das Übelste nachzusehen, beherrscht unsere Intellektuellen, obwohl die geistige Jugend der Vereinigten Staaten über ihr Land selber wesentlich anders denkt. Und als jetzt diese Unmenschlichkeit auch Deutschlands öffentliche Meinung erschütterte, bemühten sich ihre Wortführer alle Schuld auf Fuller allein zu wälzen, um das Land als Ganzes freisprechen zu können. Diese Tendenz hat auch das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in seinem politischen Teil am 24. August mitgemacht (wurde dann freilich in seinen eigenen Spalten: am 26. August in einem ungeschminkt deutlichen Feuilleton Goethe, Sacco und Vanzetti und am 28. August in zu Herzen gehenden Erinnerungen an andere, die in Amerika geopfert wurden, gründlich desavouiert). Die Behauptung, daß in Amerika eine »Mehrheit« gegen das Verbrechen gewesen wäre, steht in Widerspruch zu den Tatsachen, und die Meinung, daß es »schädlich« sei, wenn die Bewegung für Sacco und Vanzetti einen amerikafeindlichen Charakter annähme, geht an der Sache vorbei. In diesem Fall dürfte die Furcht vor der Wahrheit »schädlicher« sein als ihr rücksichtslosester Ausdruck. Und da scheint es, daß hier einmal gefühlsmäßig die Zeitschrift des Neuen Nationalismus, die Standarte, das Richtigere traf, als sie schrieb: »Amerika ist für den Weltfrieden, schwärmt mithin nicht für das Blutvergießen und vermeidet es, indem es seine Hinrichtungen vermittelt des Elektrischen Stuhles vollzieht. Amerika hat die besten Gesetze der Welt, die es ihm gestatten die unbegrenzte Möglichkeit zu verwirklichen, nämlich 2 Menschen, denen kein Mord nachzuweisen war, erst 7 Jahre lang zum Tode verurteilt in Gefängniszellen zappeln zu lassen und sie dann (versteht sich: ohne Blutvergießen!) hinzurichten. Aus politischen, unausgesprochenen Gründen!«

Wer sich die Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Amerika anschaulich vor Augen hält, kann es in der Tat unmöglich für wahr nehmen, daß 2 gewählte Beamte wie Thayer und Fuller im Gegensatz zur Stimmung ihrer Wähler ohne Rücksicht auf Stimmverluste und Wiederwahl gehandelt haben sollen. Es ist denkbar, daß 2 Charaktere besonderer Art so handelten, nicht denkbar ist es, daß wir dann nicht längst von den Protesten der Massen, von dem elementaren Ausbruch ihrer Empörung über den Justizmord vernommen hätten. Nein, die einfache Wahrheit ist die: Sacco und Vanzetti wurden von verhetzten Geschworenen als Raubmörder zum Tod verurteilt; verbrannt wurden sie aber als Revolutionäre, als andersrassige Proletarier zur Abschreckung aller der Elemente, von denen Amerika eine Gefährdung seiner Ordnung befürchtet. Es liegt uns, in den Sozialistischen Monatsheften, sicher fern das Verbrechen eines Staats und einer Klasse zum Anlaß der Herabsetzung eines ganzen Volkes oder einer Rasse zu nehmen. Auch in Amerika haben Tausende, Unbekannte wie angesehene Persönlichkeiten, die Hinrichtung Saccos und Vanzettis zu verhindern versucht. Aber der Erfolg zeigt, daß es eine hoffnungslose Minderheit war, ohne die Kraft das zu verhindern, wozu die herrschende, sich auf die Mehrheit stützende Macht ohne Rücksicht auf Recht und Meinung der Welt fest entschlossen war. Unsere Pflicht ist es dies zu erkennen. Dem Andenken der Opfer sind wir es schuldig vernehmlich zu sagen, daß sie nicht grausamen Richtern sondern, nach tausend anderen, dem Geist, der in Amerika herrscht, erlegen sind.

Zunächst muß wahrheitsgemäß festgestellt werden, daß der Mord an Sacco und Vanzetti durchaus nicht aus dem Rahmen amerikanischer Rechtspflege fällt, wie es bei uns angenommen wird. Die Geschichte der amerikanischen Justiz ist reich an Ruchlosigkeiten gleicher Art. Wer denkt nicht sofort an den 5fachen Justizmord, mit dem der Chicagoer sogenannte Anarchistenprozeß von 1887 schloß? 6 Jahre später wurde die Unschuld der Hingerichteten, die von Anfang an sonnenklar war, gerichtsnotorisch festgestellt. (Es fügt sich, daß gerade jetzt das erregende Buch Frank Harris' 'Die Bombe in deutscher Sprache erschien, das so eine furchtbare Aktualität erhält.) Im Jahr 1921 wurden, woran Alfons Goldschmidt jetzt erinnerte, 2 mexicanische Arbeiter, Sanchez und Garcia, in 2 ähnlichen, von einander unabhängigen Tendenzprozessen verurteilt und hingerichtet, obgleich zahlreiche Bitttelegramme aus dem Land selbst und aus Mexico Gnade für die offenbar Unschuldigen erfluchten. Sie wurden getötet, da sie Mexicaner waren, genau wie Sacco und Vanzetti getötet wurden, weil sie Italiener waren. Nimmt man noch die berüchtigten Mißhandlungen Verhafteter durch Polizei und Pinkertons hinzu, so darf man wohl annehmen, daß diese uns zufällig bekannten Justizmorde nicht die einzigen im Land sein werden.

Ganz deutlich wird dies, wenn man sich den Sinn dieser Hinrichtungen vergegenwärtigt. Der Elektrische Stuhl ist für die Industriearbeiter der Städte nichts anderes als der Richter Lynch für Neger und "Halbfarbige" auf dem Land. Und im Verhältnis zu den Greueln der Lynchungen ist die Hinrichtung Saccos und Vanzettis fast alltäglich und wenig bemerkenswert. Wahrhaft grauenhafte Dokumente amerikanischer Lynchjustiz veröffentlichte Jürgen Kuczynski am 15. Februar in dem Organ der Deutschen Liga für Menschenrechte auf Grund eigener Studien im Land und nach den Statistiken der National Association for the Advancement of Colored People. Während wir hier in Europa, so wie über die elektrischen Morde, auch über die Lyn-

chungen nur wenig hörten, sind in den Vereinigten Staaten von 1889 bis 1926 nicht weniger als 3592 Menschen durch öffentlich vollzogenen und staatlich geduldeten Mord getötet worden. In dieser Zahl einbegriffen sind 724 Weiße, vorwiegend Mexicaner, Mischblut, Europäer, 64 Frauen und zahlreiche Kinder. Diese Lynchjustiz fand nicht etwa vor allem in früheren wilden Zeiten statt. Allein seit Friedensschluß, also in den Jahren, in denen die Amerikaner nach Ansicht mancher Europäer auch die geistige Vormacht der Welt geworden sind, wurden 368 Menschen gelyncht, darunter 33 im Jahr 1926, das heißt alle 11 Tage einer. Nach einer Lynchstatistik für die Jahre 1919 bis 1925 wurden die Lynchungen so vollzogen, daß 121 gehängt wurden, 106 erschossen, 5 hängend erschossen, 38 öffentlich auf Scheiterhaufen oder mit Petroleum verbrannt, 6 erschlagen, 6 ertränkt, 1 in Stücke geschnitten, 1 totgepeitscht, 51 auf nicht feststellbare Weise getötet. Die Schmach des Lynchens wird aber erst dadurch zu einer Nationalschmach, daß der Staat des 100prozentigen Amerikanertums sie tatsächlich billigt. In den Jahren 1923 bis 1925 fiel die Lynchstatistik merklich, da in diesen Jahren dem Kongreß eine Antilynchingbill vorlag. Als 1926 die Durchbringung der Bill aussichtslos wurde, verdoppelte sich in Jahresfrist die Anzahl der Lynchmorde. Ganz deutlich geht daraus hervor, daß das Lynchen kein hemmungsloser Kraftausdruck ist, gegen den die Staatsautorität versagt, sondern daß es sich um ein vom Staat privilegiertes Mittel des Klassen- und Rassenkampfes handelt. In der angesehenen amerikanischen Zeitschrift Forum verteidigte George W. Chamlee, Generalanwalt im Staat Tennessee, also eine Amtsperson, die den Lynchpöbel strafrechtlich verfolgen sollte, im Dezember 1926 das Recht auf Lynchen als eine Notwendigkeit zum Schutz der weißen Frau. Die Lynchstatistik stellt im Gegensatz dazu fest, daß das Lynchen nur in der Minderheit der Fälle einen Angriff auf die weiße Frau betrifft. Von den 210 Lynchungen der Jahre 1919 bis 1925 waren nur 97 mit dieser Anklage in Zusammenhang zu bringen; der Rest war Rassenmord. Die Vereinigten Staaten von Amerika halten also eine Barbarei aufrecht, die seit Jahrtausenden in den zivilisierten Staaten Asiens, seit Jahrhunderten auch in Europa abgeschafft und nur noch als Schmach des Pogroms bekannt ist.

Da müssen wir doch die Frage stellen, ob die Frau in Amerika, selbst wenn wirklich das Lynchen um ihretwillen beibehalten wird, dieses Schutzes bedarf. Tatsächlich hat die überragende Stellung der Frau in den Vereinigten Staaten Verhältnisse geschaffen, die die Unterordnung des Mannes unter die Frau zu einem Symbol amerikanischer Zivilisation gemacht haben. Hat nicht eben Amerika den großen Künstler Charles Chaplin (der kein Amerikaner ist) in Acht und Bann getan, in seinem Schaffen gelähmt, weil seine Frau es verstanden hat einem drüben ziemlich alltäglichen Erpressungsmanöver den Schein eines Attentats auf die Ehemoral durch ihren Mann zu geben? Die Übermacht der weißen Frau über den Amerikaner jeder Farbe ist eine Tatsache, die der Amerikaner als Grundlage des gesellschaftlichen Lebens statuiert hat, die sich aber mehr und mehr jeder Produktivität in den Weg stellt, wahrhaftes Schöpfertum nicht aufkommen läßt. Während nämlich sonst in der Welt die Frauenbewegung der Frau nur auf Grund eigener Arbeit, eigenen Schaffens neue Rechte erkämpfen konnte, während die deutsche Frau durch unbestreitbare, Achtung erzwingende Leistungen alle Geschlechtsvorurteile und Herrschaftsvorrechte erst selbst niederringen mußte und so zu vollem Menschentum kommt, beruht die Stellung der amerikanischen

Frau nicht auf Leistung sondern auf Geltung, sie ist nicht von ihr selbst erobert sondern ihr vom Mann eingeräumt, vielleicht aufgedrängt worden, sie bedeutet daher von Anfang an und je länger je mehr eine Kultur durchaus unproduktiver Art. Der Charakter einer solchen Herrschaft ist durchaus parasitär. Die gewaltige Rolle der Frau als Konsumentin, für deren Wohlwollen der Mann seine Arbeit hingibt, zeigt das Konsumentenhafte, Unproduktive in dem Lebensideal des Amerikanertums, von dem die werdende Nation sich erst befreien muß, wenn sie ihrer Aufgabe genügen will, die, wie bei jedem Volk, auf dem Gebiet des Schaffens liegt.

Aber nun fragen wir: Was hat die amerikanische Frau auf Grund ihrer absoluten Machtstellung getan, um das Lynchen einzuschränken und die Justizmorde unmöglich zu machen? Wo blieb sie, als Sacco und Vanzetti getötet werden sollten? Was taten die unzähligen Frauenvereine, die dem Land die Tragikomödie der Prohibition aufgebunden haben, und deren Vertreterinnen so oft, und namentlich im Ausland, in ihren Reden von Humanität und Zivilisation überfließen, in diesem Fall, als es wirklich einmal galt, zum Schutz des Rechts und des Menschenlebens? Sie haben nichts getan. Denn das, was am 23. August in Boston geschehen ist, hätte niemals gegen den Willen der amerikanischen Frau geschehen können.

Aber nicht nur die amerikanische Frau, sondern auch alle anderen für den Aufbau der Vereinigten Staaten so wichtigen Gesellschaftsmächte sind von der Mitschuld an diesem Justizmord nicht freizusprechen. Und die besserer Gesinnung waren, haben sich als machtlose Minderheit erwiesen. So vor allem die religiösen Gemeinden des Landes, die Quäker, die Sektierer, die unzähligen Vereine christlicher Männer und Frauen. Und wo waren die Bildungsgemeinschaften, die Klubs, die Wohlfahrtsgründungen der Millionäre, wo war die Wissenschaft, die Kunst, die geldmächtige uns immer als idealistisch hingestellte Bourgeoisie? Wo war vor allem die »Jugend im Lande der Jugend«, für die deutsche Amerikareisende Reklame machen? Sie alle haben entweder ihre einfachste Pflicht versäumt oder ihre völlige Machtlosigkeit dargetan. Fortan nach diesen Kräften das amerikanische Gesellschaftsleben beurteilen zu wollen wäre Selbstbetrug.

Möge darum der Tod Saccos und Vanzettis das richtige Verhältnis Europas zu Amerika wiederherstellen, möge man sich daran erinnern, daß die Vereinigten Staaten, nach dem Marxschen Wort, »immer noch Kolonie Europas« sind. Zu lange schon haben edprimierende Zustände Europas durch unsere Schuld den Amerikanern ein Selbstbewußtsein gegeben, das nicht von eigenem Stolz auf ihre Leistungen herrührt sondern von unserer Bewunderung. Der Amerikaner wußte bis vor kurzem recht gut, daß er ein Koloniaeuropäer ist und trotz allem Reichtum das europäische Schaffen auf keinem Gebiet entbehren kann. Es ist Zeit ihn wieder daran zu erinnern, daß er in den letzten Jahren zwar reicher, aber noch nicht anders geworden ist. Niemand wird seinem Land die Achtung versagen, die der großen Energie dieses Volkes auf allen Gebieten der Arbeit, Organisation, der Rationalisierung und der Erneuerung der Produktion gebührt. Aber das Schöpferische, das Neue empfängt Amerika selbst auf dem Gebiet der Technik noch immer von Europa: Automobil, Kinematograph, Radio, Flugzeug sind europäische Schöpfungen, auch wenn sie Amerika an sich gerissen und entsprechend seinem großen Konsum vervielfältigt hat. Keinesfalls darf in Vergessenheit geraten, daß die ameri-

kanische Kultur noch lange nicht der europäischen gleichkommt, von der asiatischen zu schweigen. Und daß Amerikas Niederlage im Fall Sacco-Vanzetti ebenso groß ist wie Frankreichs Sieg im Fall Dreyfus. Wir hoffen, daß die Entwicklung des europäischen Geistes den amerikanischen dahin bringen wird sich künftig dem Rechtsgefühl der ganzen Welt zu beugen. Zunächst gilt leider das Wort unseres belgischen Bruderblatts, des *Peuple*: »Amerika hat sich entehrt.«

Nicht aus Amerika kommt uns das Neue, wie ein steriles Intellektuellentum uns glauben machen will. Im werdenden Europa ruht es und wartet auf Verwirklichung, in unserm Kontinent, der erst geschaffen werden soll. Das konsumstarke Amerika führt uns nicht den Weg in die Zukunft. Wir selber müssen ihn suchen, und er wird ganz anders aussehen als unsere stets am Alten hängenden, wenn auch noch so "vorgeschritten" sich gebärdenden Meinungsträger ihn sich denken. Das wirkliche Amerika der Gegenwart müssen wir ganz klar erkennen, um zu wissen, daß wir selbst das neue Europa der Zukunft zu schaffen haben.

## OTTO NAGEL · KÄTHE KOLLWITZ UND DIE JUNGE GENERATION

**K**ÜNSTLERISCH interessierte Jugend pflegt stets auch revolutionär zu empfinden. Der ältern Generation, besonders den mit Titeln, Ämtern und Berühmtheit ausgestatteten Arrivierten, steht die Jugend mit größtem Mißtrauen gegenüber. Sie ist leicht geneigt die Leistungen der Alten abzulehnen, weil sie das Aktive, Nachvorndrängende, das Auseinandersetzen mit der modernen Gegenwart und ihren aktuellen Problemen vermißt. Dies gilt nicht nur vom revolutionären Standpunkt sondern ganz besonders vom künstlerischen. Für die Jugend ist es heute zur Selbstverständlichkeit geworden, daß die Kunst für das Leben der Menschen etwas Positives zu bedeuten habe und nicht nur ihrer selbst wegen, als Zeitvertreib für Kunstbummler und Sachverständige, da ist.

Die neue Zeit hat allerdings bei der Einschätzung und Eingliederung der Künstler bereits einigen Wandel geschaffen. Dies wird ersichtlich, wenn man sich die Zusammensetzung der Akademie, der "repräsentativen Krone" der Künstlerschaft, anschaut. So wäre es im alten Kunstobrigkeitsstaat nicht möglich gewesen eine Käthe Kollwitz und einen Heinrich Zille als Mitglieder der Akademie zu sehen. Heute sind sie es. Mit ihrer Aufnahme wurde die Tür für einen frischen Luftzug geöffnet.

Käthe Kollwitz ist 60 Jahre alt. Und doch steht sie den Jungen näher als irgendein anderer Künstler. Was ist es, was sie mit ihnen so eng verbindet?

Nachdem in den neunziger Jahren auch in Deutschland der Naturalismus in die Literatur eingezogen war, führte ihn Käthe Kollwitz auch in die bildende Kunst ein. Sie fand für ihr Schaffen einen neuen Stil, einen neuen Rhythmus, der mit verstärkter Intensität den von Gerhart Hauptmann beschrittenen Weg weiterführte. Eine starke Verbundenheit mit dem Arbeiterleben und die Aufnahme der revolutionären Tradition räumten ihr bald eine Sonderstellung ein. Es entstanden ihre aufwühlenden Weberbilder: lebendig erlebt, elementar gestaltet. Die Grundtendenz ihres Schaffens bestimmte ein revolutionärer Wille, verbunden mit einem starken Mitgefühl für jeden Kämpfer

und leidenden Menschen. Bis zum Krieg entstand noch eine große Anzahl Werke, die alle den völlig eindeutigen Charakter ihres Schaffens tragen. Während des Krieges hat Kollwitz verhältnismäßig wenig geschaffen. Das große Völkermorden erschütterte sie menschlich zu stark. Es gibt ein Plakat von ihr: Ein junger Arbeiter, der mit fanatischer Kraft den rechten Arm emporreißt. Die Finger stoßen in leidenschaftlichem Schwur über das Blattformat hinaus: Nie wieder Krieg! Noch unter dem schweren Eindruck der fürchterlichen Kriegsjahre stehend schuf Kollwitz wohl ihre stärksten Arbeiten: den Zyklus Krieg und Proletariat.

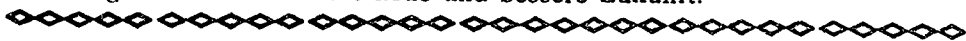
Käthe Kollwitz schöpft aus dem Leben selber. Dies gibt ihrem Schaffen die ungeheure Kraft und Eindringlichkeit. Sie hatte es nicht nötig für ihre Kunst eine Richtung zu suchen. Sie fand für sich die allereinfachste Form etwas Positives zu sagen, und zwar so zu sagen, daß es jedem einzelnen, dem Arbeiter vom Wedding wie dem Bürger vom Kurfürstendamm, verständlich ist. Und das ist das große Geheimnis ihrer Kunst, das die Jugend zu ihr führt: die eigenen Worte, die eigenen Formen zu finden, und zwar nicht in einer gekünstelten Sprache, die nur denen verständlich ist, die sie erlernen. Ihre Sprache, allgemeinverständlich und ausdrucksstark, reißt alle Menschen mit sich, die gläubig, unverbraucht und revolutionär sind, das heißt jung an Geist und Empfinden.

Es gibt Leute, die behaupten, daß jetzt "Armeleutmalerei" und soziale Motive wieder modern würden. Bei einer Kunst, wie sie von Käthe Kollwitz geschaffen wird, geht es ja gar nicht um arme Leute und soziale Motive. Was uns bei ihrer Kunst packt, aufrüttelt und erschüttert, sind Menschenschicksale und Menschenherzen, sind Krieg, Haß, Kampf, Liebe, Freiheit, Not und Tod. Käthe Kollwitz schildert keine Motive, keine Abbilder, Puppen oder Phantome; sie schildert das wirkliche Leben selbst. Kein Strich auf ihren Bildern, der nicht Stellung nimmt, der nicht schreit, der nicht anklagt, der nicht die ganze Erbärmlichkeit kleinlicher Gesellschaftsgesetze enthüllt. Jedes Blatt behandelt brennende Fragen für dich und für mich, für uns alle. Jedes Antlitz, das sie gestaltet, ruft uns zu: Morgen bist du dran, Genosse!

Das Leben, aus dem Kollwitz ihre ungeheure Kraft schöpft, regt auch heute wieder Teile der jungen Künstlergeneration zu künstlerischen Leistungen an. Nach Dadaismus und Expressionismus macht sich ein Drang zur Gestaltung der neuen Wirklichkeit stark bemerkbar. Wie es Kollwitz realisiert hat: etwas zu sagen, und so zu sagen, daß es von jedermann verstanden wird. Aber im Gegensatz zu den Leistungen einer Käthe Kollwitz ist das Schaffen der Jungen zu sehr durch Schlagworte und Richtungen beengt. Was bei ihr Seelenerguß, ist bei den Malern der "neuen Sachlichkeit" oftmals Effekthascherei und Absicht, manchmal sogar Degeneration.

Die Kunst der Käthe Kollwitz ist in ihrem Verhältnis zu unserer Gegenwart aktiv und lebendig. Sie trägt in sich den Drang, das ganze Wollen und die ganze Sehnsucht der Jugend.

Noch eins ist es, was Käthe Kollwitz der jungen Generation nahebringt: ihre gewaltige, alles umfassende Mütterlichkeit. Sie schwebt über ihrer Kunst wie ein Zeichen des Guten, sie läßt uns Zuflucht erhoffen. Aber sie ist auch Mahnung und Glaube an die neue und bessere Zukunft.



# PAUL FERDINAND SCHMIDT · EUROPAS KOMMENDE BAUKUNST



**N**ICHT nur in ihren praktischen Anregungen liegt der Sinn der Stuttgarter Wohnbauausstellung des Werkbunds, nicht nur in dem Beweis der ökonomischen Überlegenheit der heutigen Beton- oder Plattenbauweise, in den Vorteilen, die sie so offenkundig der geplagten Hausfrau als dem nervus rerum des menschlichen Daseinstypus bringt. Über alles dies, und auch über die ästhetischen Möglichkeiten des Betonbaus, die in der Siedelung am Weißenhof mit der Schönheit arabischer Kulturstätten Auge und Gefühl überzeugen, gibt es unter den dankenden Anteilnehmern des Jahres 1927 keine Diskussion mehr. Das offizielle Verdienst dieser Siedelungsschau, unterstrichen von dem Charakter der Auftraggeberin, der doch keineswegs revolutionären Verwaltung der guten Landeshauptstadt Stuttgart, bildet zweifellos die Tatsache, daß sich der Neue Baustil in der öffentlichen Meinung durchgesetzt hat.

Eine andere und vielleicht noch wichtigere Wirkung ist dem Werkbund zu danken. Sie betrifft die Internationalität der herangezogenen Baumeister.

Für die unmittelbaren Zwecke des billigen Serienbaus von Einfamilien-, Reihen- und Mietshäusern hätten zweifellos unsere einheimischen Architekten vollauf genügt. Was die Franck, Gropius, Hilberseimer, Poelzig, Scharoun, Schneck, um nur die besten Lösungen zu nennen, hingestellt haben, ist in seiner Gesamtheit und in den sich ergänzenden Details vortrefflich, sogleich in Serien anwendbar oder ausbaufähig; für die Massenpraxis der Großstädte, das dringendste Bedürfnis des Tages, vor allem sicherlich das 3stöckige Mietshaus Mies' van der Rohe. Ja, man hätte gerechterweise den Kreis noch erweitern müssen; ungern vermißt man Tessenow, der als erster das billige Einfamilienhaus bei uns kultiviert hat, Gellhorn, Häring und den bedeutenden Bahnbrecher und Mahner Wiens: Adolf Loos. (Ernst May ist auch nur inoffiziell, als Vertreter Frankfurts, zugegen.) Aber schließlich mußte sich der Werkbund in seiner Auslese beschränken, obwohl man nicht recht einsehen kann, warum einige Lieblingskinder 2 Grundstücke zur Bebauung erhielten und den Platz für ebenso Würdige fortnahmen. Der Fehler wird reichlich dadurch aufgewogen, daß man Franzosen, Belgier und Holländer mit heranzog und uns innerhalb der Reichsgrenzen zum erstenmal Gelegenheit gab festzustellen, was Europa als Kultureinheit auf dem Gebiet des Wohnbaus erreicht hat. Auch hier ist natürlich nur halbe Arbeit geleistet worden. Nordeuropa und die slawischen Staaten sind nicht anwesend. Immerhin sprechen die gewichtigsten Faktoren ein sehr bedeutendes Wort: Frankreich durch Le Corbusier-Saugnier, Holland durch Oud und Mart Stam. Und zwar derart, daß uns Holland, infolge längerer und ausgedehnterer Praxis im eigenen Land, an knapper Formulierung und Billigkeit des Notwendigsten, des Kleinstwohntypus, erheblich übertrifft, Frankreich aber den stärksten Ausdruck neuzeitlichen Bauempfindens gebracht hat.

Die beiden Wohnhäuser Le Corbusiers bedeuten das eigentliche künstlerische Erlebnis der Stuttgarter Siedelung. Eines ist ein Doppelhaus, das aber in seiner zwillingshaften Gleichheit als eines zählen darf. Bei scharfer Prüfung seiner praktischen Wohneigenschaften wird man einiges auszusetzen finden, was namentlich dem norddeutschen Klima und den daraus folgenden Lebens-



gewohnheiten nicht recht entspricht; technische Einzelheiten sind leicht zu vervollkommen. Aber dies ist nicht das Wesentliche. Anzumerken ist, daß Le Corbusier in seinen vielen Entwürfen und Bauten schon glücklichere Lösungen gefunden hat. Man muß ihn als Gesamterscheinung betrachten und an den Stuttgarter Häusern nur das Beispielhafte seines Genius herauslesen. Daß auch mit solcher Beschränkung seine Bauten nicht nur das Interessanteste in der Erscheinung der Weißenhofsiedelung darstellen sondern auch den konsequentesten Typus der heutigen, vielmehr zukünftigen Baukunst, regt zu allgemeinen Betrachtungen an. Er steht im Mittelpunkt der erregten Diskussion. Nicht der Ausnahmefall des in Amerika völlig isolierten F. L. Wright, sondern der stärkste Typus des Europäers von morgen verlangt unsere Aufmerksamkeit. Ihn verkörpert wie kein anderer Le Corbusier: weil heute weder Politik noch Malerei, weder Wirtschaft noch Literatur oder Musik so nahe der Verwirklichung eines gemeinschaftlichen Ideals stehen wie die Baukunst, der allenthalben die wichtigsten Aufgaben gestellt werden, und die berufen ist das Antlitz dieser unserer alten und sonst dem Untergang geweihten Kultur von Grund aus umzugestalten.

Le Corbusier ist einer der besten und wohlthätigsten Bahnbrecher und Wegbereiter Europas. Man hat seine Bedeutung rechtzeitig bei uns erkannt; eine der wertvollsten Eigenschaften des deutschen Geistes scheint die Witterung für das Echte und die "Fernstenliebe" zu sein. Schon vor 5 Jahren erschien in den Sozialistischen Monatsheften ein umfassender Aufsatz über Le Corbusier<sup>1</sup>, und im vorigen Jahr brachte die Deutsche Verlagsanstalt seine gesammelten Aufsätze mit 230 Abbildungen von höchster Anschaulichkeit in deutscher Sprache heraus<sup>2</sup>: als ein Dokument ehrlichster Begeisterung und Zukunftshoffnung, dem wir in Deutschland nur kleinere und spezialisierte Bücher entgegenzusetzen haben. Aus diesem Buch, seinen Plänen, Abbildungen ausgeführter Bauten und kostbaren Anmerkungen über das Wesen der Architektur, aus Le Corbusiers Bauten in Stuttgart selber müssen wir uns sein Bild und seine Wirksamkeit zusammensetzen. Es ergibt sich daraus die die meisten wohl überraschende, weil unserer herkömmlichen Meinung so gar nicht entsprechende Tatsache, daß nicht Deutschland, sondern Frankreich die fruchtbarsten und konsequentesten Ideen der neuen Baukunst hatte; daß es zum mindesten, durch Tony Garnier, die Perrets, Le Corbusier und Mallet-Stevens an der Spitze steht und fruchtbare Keime ausgestreut hat, von denen nicht wenige deutsche, holländische, mitteleuropäische Baumeister angeregt worden sind, bis nach Persien hin (Guevrekian, ein Schüler Le Corbusiers). Was gerade die Stätten der lebendigsten und vorbildlichsten Tätigkeit des Wohn- und Siedelungswesens in Deutschland, was Frankfurt und Dessau betrifft, so leugnet niemand, daß Le Corbusiers Wirken das große Beispiel gegeben hat. May und Gropius, unsere mutigsten Bahnbrecher, danken ihm viel, und es ist sicher, daß die Zukunft der Zusammenarbeit französischer und deutscher Künstler und Unternehmungen gehört.

Holland wiederum besitzt das ungemeine Verdienst einer vollendeten Systematik und ausgedehnter Praxis. Die kubische Hausform, der Serienbau, die modernen Materialien und ästhetischen Konsequenzen der neuen Baumethoden haben sich in dem Land des Einfamilienhauses so gründlich und in allen Schichten durchgesetzt, daß ganze Stadtteile einheitlich als Typensiedelungen

1) Siehe *Behne* Junge französische Architektur, in den Sozialistischen Monatsheften 1922 I Seite 512 und folgende.

2) Siehe *Le Corbusier* Kommende Baukunst, übersetzt von Hildebrandt /Stuttgart 1926/.

von den jungen Architekten gebaut werden, und Holland als das Land gelten muß, das man heute zum Studium der neuen Bauweise aufsucht, weil dort deren Prinzipien in stärkstem Umfang und mit längster Erfahrung praktisch durchgeführt sind. Von keinem andern Land Europas gilt das gleiche. Dänemark hat einen gut bürgerlichen Kompromiß geschlossen. Die Tschechoslowakei bemüht sich tapfer es Frankreich gleichzutun. In Österreich finden sich isolierte Spuren von dem Wirken der Loos und Hoffmann. Italien, Spanien, der Balkan sind zurzeit noch Brachland, das vielleicht einmal <bald?> üppige Frucht trägt. Rußland, auch hier isoliert, bemüht sich mit einigen begabten Außenseitern wie Lissitzkij, Wjesnin, Ladowskij um extreme Lösungen von beträchtlichem Format. Deutschland hat die Gründlichkeit und die Organisation für sich. Die Zeit der hünenhaften Fabriken und Warenhäuser mit dem Vertikaltick ist allerdings vorüber. Man hat sich auf das Horizontalgefühl und die Sachlichkeit des modernen Menschen besonnen, hat Fabriken von bestem Schnitt und Siedelungen der gleichen Art wie Holland begonnen. Nirgends ist das Bedürfnis nach neuen Wohnungen so groß, und es scheint, daß überall auch die Erkenntnis des richtigen Weges wächst, wenn man erfährt, wie zum Beispiel in Halberstadt, Celle, Altona, Duisburg und selbst an einigen Stellen Berlins, von Zehlendorf und Dahlem bis nach Britz, von gemeinnützigen Gesellschaften und Stadtverwaltungen Siedelungen guter und praktischer Art aus dem Boden gestampft werden, ohne freilich an das große kommunalsoziale Muster Frankfurts heranzureichen.

Bruno Taut hat sein hübsches Büchlein vom Bauen der »lieben Baupolizei« gewidmet, die einen der schlimmsten Feinde des Neuen darstellt, und sie mit einigen anmutigen Seitenhieben bedacht. Was will das aber besagen gegenüber den Anklagen, den Stichen, die Le Corbusier in seinen Aufsätzen der hochwohlgeborenen Bureaucratie seines Landes versetzt! Eine gewaltige Aufgabe, die vorbestimmt war von den besten Geistern Deutschlands und Frankreichs gelöst zu werden: der Wiederaufbau des verwüsteten Nordfrankreichs, ist praktisch wie künstlerisch verpfuscht worden. Und auch sonst ist die offizielle Baukunst in Frankreich sehr im Rückstand. Aber dies ist freilich die französische Situation schlechthin: Die paar Pioniere leisten grundlegende Arbeit für Europa, für die Welt; Perret und Le Corbusier entwerfen die kühnsten Architekturen, konzentrieren Millionen in "Turmstädten" von einzelnen Wolkenkratzern mit dem erhabenen Rhythmus des 20. oder 21. Jahrhunderts, bauen Zellenstaaten von "Villen mit Hängegärten" gleich Bienenwaben, erschöpfen die entlegensten Möglichkeiten des Beton- und Glasbaus für vernünftigeren und glücklicheren Generationen von übermorgen. Der Staat überläßt sie ihren Utopieen und überlegt mit heiterer Ironie, ob Louis XVI nicht doch dem schon altbacken werdenden Jugendstil vorzuziehen sei. Inzwischen reift die Saat, die die besten Söhne des Landes ausgestreut haben, rings an den Grenzen des schönen Landes und bis nach Rußland und Persien hinein. Das offizielle Frankreich ist noch blind für die Führeraufgaben in Europa, zu denen es durch die Schöpferkraft seiner Architekten berufen ist. <Die Offiziellen hinken in allen Ländern und Parteien nach. Vielleicht kommt diesem ewig retardierenden Element auch ein Sinn zu.>

Sicherlich ist es übertrieben, wenn man annimmt, daß Garnier oder Le Corbusier sich auf ihre Papierentwürfe beschränken müßten. Sie haben nicht erst auf den Ruf des Deutschen Werkbunds zu warten brauchen, um reale Bauten auszuführen. In Paris findet sich hie und da ein Haus, das durch seine

rücksichtslose Sachlichkeit und Lichtzugewandtheit überaus merkwürdig gegen die vornehme Louistradition absticht. In Auteuil hat soeben Mallet-Stevens eine ganze "Straße der Zukunft" mit terrassenartig zurücktretenden Stockwerken und blühenden Dachgärten bauen können. Und Bordeaux hat sich von Le Corbusier gar eine ganze Arbeiterstadt, Pessac, im Geist des Neuesten errichten lassen. Ihr Besonderes und Nachahmungswertes liegt, wie alle wesentlichen Großpläne Le Corbusiers und seiner Mitstreibenden, in der Verbindung äußerster Konsequenzen aus der Beton- und Eisenkonstruktion, was das einzelne betrifft, mit dem Geist wahrhaft klassischen Verständnisses für das Wesen des Architektonischen, des großen Massensrhythmus im Raum, der klaren und frohen Proportionen, die vom Kleinsten ausgehend eine ganze Stadtanlage mit ihrem geometrischen System überspinnen. Dieser innige Zusammenhang der besten Traditionen Frankreichs und der Antike mit dem ganz modernen Gefühl für den Menschen von heute, seine Bedürfnisse und sein Kulturgefühl von morgen ist es, was diese Franzosen zu Lehrmeistern Europas macht. Ihre klassische Ordnungsliebe, das Vernünftige und Gesetzmäßige in ihren Planungen, sei es eine Küche oder eine ganze Stadtanlage, wird niemand in Zukunft übersehen können; es verleiht ihren unwahrscheinlichsten Konstruktionen Überlegenheit und zwingende Überzeugungskraft. Als Objekt ihrer Baukunst denken sie immer den Menschen als Ganzes, auch, wo sie für seine Spezialbedürfnisse oder Unternehmungen zu sorgen haben; den Menschen als Maß aller Dinge.

Darum betrachten sie unsere besten Architekten und wirklich modernen Geister als die wahren Schrittmacher Europas. Darum richtet sich die Baukunst vom Atlantischen Ozean bis zum Schwarzen Meer, das ganze Gebiet einer Völkereinheit von morgen, nach ihren vorschauenden Plänen und nimmt mehr und mehr das Einheitsbild an, das ein Vorbild für die unabweisliche wirtschaftliche und politische Einheit Europa sein wird. Und wenn das Vaterland dieser tapferen Pioniere sie einmal, vielleicht nach allen anderen, mit dem Brustton langjährigen Überzeugtseins anerkennen und ihnen Aufträge geben wird, so wollen wir nicht überlegen lächeln: Na endlich! Sondern wir wollen uns in dem Glauben bestärkt fühlen, daß kein echtes Gut der Menschheit verloren geht, und daß der kommende Zusammenschluß des europäischen Kontinents alles, was er zu seinem Dasein braucht, im Menschheitssinn schöpferisch gestalten muß.

## ADOLF SCHEER · GANG DURCH DIE NACHT



AUSEND Wunder der Nacht wurzeln in meiner Seele.

Aus allen Winden weht mir in Bruderstimme das Weltall-Du entgegen

Und lobjauchzt durch die hellen Stunden,  
Die tagesfern in einer Traumwelt leben.

Schön wie der Tag, der himmelblau sich in Pfirsichblüten wiegt,

Ist die Sternszeit der sonnenlosen Stunden,

Die uns Nachtschreitende trunken und glücklich machen.

Ich höre einen fernen Ruf aus Vergangenheiten

Und ein Echo aus Morgen.

Die Nacht ist voll Seltsamkeiten und Wunder.

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Innenpolitik / Hans Simons

Preußen und  
das Reich

Die Rechtsregierung im  
Reich hat auch parteipoliti-  
sch ein Problem der deut-

schon Innenpolitik aufgeworfen, das staatspolitisch seit dem Umsturz gestellt und in der Weimarer Verfassung zwar behandelt, aber alles andere als gelöst ist: das Verhältnis zwischen dem Reich und Preußen. Explosionen wie die Reden des Ministerpräsidenten Braun bei der Beratung seines Etats im Landtag, kleinere Entzündungen wie die Angriffe des Ministers von Keudell gegen den preußischen Reichsratsbevollmächtigten Badt, der beinahe ständige Abstimmungskampf Preußens gegen das Reich im Reichsrat: alles das sind nur Teile, die auch in der Berichterstattung der Presse übertrieben scheinen könnten, wenn man nicht sagen müßte, daß die öffentliche Meinung hier vielleicht unbewußt grundsätzliche Bedeutung hinter den aktuellen Ereignissen spürt. Die erste Ursache des Gegensatzes zwischen dem Reich und Preußen liegt allerdings durchaus nicht auf dem Gebiet der Parteipolitik. Vielmehr hat die Zerreißen der Zusammenhänge, die im alten Reich bestanden, nicht nur zu einer Entfremdung sondern fast zu einer Verfeindung zwischen beiden geführt. Vielleicht auch dies zunächst, ohne daß es ins Bewußtsein der Politiker eindrang. Aber das psychologische Geheimnis der Reichsverfassung von 1871 war doch, daß Preußen glauben durfte im Reich zu herrschen, während das Reich meinen mußte gerade in Preußen unmittelbar Herr zu sein, so daß jeder Stärkung und Erfolg des andern sich selber zurechnen konnte. Es ist ganz müßig darüber zu streiten, wer recht hatte. Das Entscheidende war die subjektive Meinung der Bureaucratie, und sie wieder war vom Selbstbewußtsein bestimmt. Heute ist es umgekehrt: Mit beängstigender Selbstverständlichkeit sieht eine Verwaltung in den Fortschritten der andern ihren Rückschritt und gewöhnt sich so ihre Erfolge am liebsten auf Kosten der andern davonzutragen. Dieser Zustand wird ganz maßgeblich von der Stellung Preußens im Reichsrat beeinflußt. Von hier aus erfolgte auch zunächst der Einbruch der Parteipolitik in den Reichsrat: nicht etwa von der parlamentarischen Gebundenheit her, auf die jetzt alle Länder-

regierungen und ihre Reichsratsvertreter Rücksicht nehmen müssen. Weil Preußen seine Stimmen zur Hälfte (13 von jetzt 27) an seine Provinzen geben mußte, weil die Provinzen ihre Vertreter in mittelbarer Wahl bestellen, weil dadurch Vertreter in den Reichsrat gelangen, die bei unmittelbarer Wahl oder gar bei Ernennung durch die Landesregierung kaum in Betracht kämen, und weil schließlich und vor allem diese Vertreter ganz offensichtlich in den Grenzen ihrer Parteizugehörigkeit, nicht als freie Repräsentanten großer Selbstverwaltungskörper abstimmen, darum mußte Preußen geradezu Gegenmaßnahmen versuchen, Stimmen anderer Länder zu gewinnen trachten und sich gegen seine eigenen Provinzialvertreter zur Wehr setzen; was dann nach Lage der Dinge, da es gegen parteimäßige Entschlüsse gerichtet war, selbst für parteipolitisch bedingt gehalten werden konnte. Erst so entstand die Veränderung im Reichsrat, der gar kein parlamentarisches Organ ist, und wo die Reichsregierung niemals Niederlagen unter der Devise "Links gegen rechts" erleiden sollte. Man unterschätzt heute noch die Bedeutung dieses Wandels. Wenn sich die Kämpfe um Mehrheitsbildung und Gegenleistung aus dem Reichstag in den Reichsrat hinüberziehen, dann besteht die große Gefahr, daß der Reichsrat zu einem Organ der Reichszwietracht statt der Reichseinheit wird. Es ist darum ganz abwegig, wenn man die Ursachen dieser Veränderung auf persönlichem oder gar parteipolitischem Gebiet sucht, wo sich doch nur die Folgen bemerkbar machen. Ohne Wiederherstellung der einheitlichen preußischen Stimmabgabe, die immerhin im Bereich des heute politisch Möglichen liegt, sind alle anderen Verbesserungsvorschläge aussichtslos. Nur wenn diese Voraussetzung nicht zu schaffen ist, sollten andere Überlegungen angestellt werden, die auch realpolitisch ferner liegen: ob nicht die Fessel, die Preußen angelegt worden ist, auch bei den anderen Ländern angewandt, ob also nicht überhaupt das Repräsentationsprinzip im Reichsrat geändert werden soll, um auf diesem Umweg zu einer einigermaßen befriedigenden Neugliederung zu kommen. Dann könnte allerdings weder Bayern noch ein anderes Land mit mehrstimmiger Reichsratsvertretung davor bewahrt bleiben seinen Landesteilen eigene Sitze

einzuräumen. Dann käme wenigstens der Reichsrat als solcher ins Gleichgewicht, der jetzt, nach 2 grundverschiedenen Prinzipien zusammengesetzt, auch ein bedenkliches Durcheinander parlamentarischer und gerontischer Methoden zeigt und damit den Reichsbau in Gefahr bringt. Erst wenn diese Vorfragen beantwortet sind, hat es Zweck das Problem Reich-Preußen weiter zu erörtern. Dann allerdings wird man unvermeidlich auf die Frage der automatischen Homogenität zwischen der Reichsregierung und der preußischen Regierung stoßen. Diese ist vorerst verfassungsmäßig nicht herzustellen. Praktisch wäre sie mit ziemlich großer Aussicht auf Dauer zu erreichen gewesen und auch noch zu erreichen: durch die Große Koalition. Leider kann man nicht sagen, daß diese Konstellation Aussichten hat. Jedentalls ist nicht anzunehmen, daß die nächsten Wahlen im Reich oder in Preußen zu ihr zwingen könnten. Daß sich das Zentrum jedem tatsächlichen oder vorgegebenen andern Zwang lieber fügt als dem zur gleichzeitigen Großen Koalition im Reich und in Preußen, hat man bei der letzten Kabinettsbildung gesehen. Und solange das Reichsschulgesetz noch bevorsteht, wird das so bleiben. Insofern hat der Ausgang des Kampfes um dieses Gesetz eine Bedeutung, die weit über das Gewicht der Materie hinausgeht.

**Personalpolitik** Im gleichen Zusammenhang sind auch die personalpolitischen Fragen wichtig, die in letzter Zeit gleichfalls über das eigene Maß hinaus die Öffentlichkeit bewegt haben. So lag es vor allem beim Fall Brecht; denn bei ihm zum erstenmal ist in Deutschland das reine Beutesystem durchgeführt worden. Gewiß läßt sich gegen die Personalpolitik und ihre parteimäßigen Rücksichten vieles einwenden, aber grundsätzlich ist es doch auch nach den strengen Prinzipien der deutschen Beamtenpolitik, die immer schon ein wenig dazu da war Gruppenegoismen zu verstecken, nicht zu beanstanden, wenn man bei der Auswahl eines Beamten seine doppelte Eignung nach beruflicher Kenntnis und nach politischem Bekenntnis berücksichtigt, soweit dieses Bekenntnis nur in der Treue zu den verfassungsmäßigen Grundlagen des Staats besteht. Ganz neu und durchaus anders zu bewerten ist das gleiche Verfahren im umgekehrten Fall: wenn ein Verfassungsfreund abgesetzt wird, nicht obwohl sondern weil er es ist. In der ganzen Beamtenschaft hat jener Fall

Beunruhigung und Aufregung hervorge-rufen. Es war darum nicht nur ein hübscher Fechterhieb sondern auch ein politischer Schachzug von entscheidender Bedeutung, daß Preußen den vom Reich entlassenen Beamten wiedereinstellte. Nicht um entsprechender Grundsätzlichkeit willen sondern wegen der betroffenen Persönlichkeit muß auch der Fall Hörsing in die Berichterstattung einbezogen werden. Hier hat Preußen aus Reichsgesinnung einen Beamten geopfert, der der Regierung bei aller Unbequemlichkeit im einzelnen doch im ganzen unschätzbare Hilfe geleistet hat. Er war einer der wenigen, die es im hohen Amt nicht verlernt hatten volkstümlich zu sein. Weil er das Temperament des Mannes auf der Straße, aber auch in Sprache und Tat die Ursprünglichkeit des Volkes hatte, war er von unten her einer der Träger der Koalition, wenn er sie auch von oben her gelegentlich gleichzeitig gefährdete. Mit seinem Abschied entbrannte auch noch einmal der Kampf um das Reichsbanner. Die Verfassungsfeiern in Berlin und Leipzig waren Argumente für diese Organisation. Darüber hinaus ist die wachsende Geltung der Symbole des neuen Staats ganz wesentlich ihr Verdienst. Dabei soll aber die Entwicklung nicht übersehen werden, die darauf hinget Deutschland endgültig doppelfarbig zu machen. Gerade wer die Symbole als solche nimmt, wird es unerträglich finden, daß auf diesem Gebiet ein Kompromiß der Gesinnung und des Gefühls verweigert werden soll, wie ihn der neue Erlaß des Reichswehrministers darstellt. Dieser Lösung ist die unbekümmerte Unanständigkeit der Berliner Hotels noch vorzuziehen, die aus der amerikanischen Flagge eine Fremdenverkehrsfahne machen wollen, um zu beweisen, daß sie unpolitisch sind. Der Verlauf des Verfassungstags hat gezeigt, daß trotz allem die Freude am neuen Staat und an der Verbundenheit mit ihm, die nun einmal des sinnbildlichen Ausdrucks bedarf, ständig im Wachsen ist.

**Österreich** Bereits nach den großen Korruptionsskandalen, die im vorigen Sommer weit über Österreich hinaus trauriges Aufsehen erregten, brachte sich Seipel als geeigneter Liquidator dieser Zustände in Erinnerung, indem er sich in einer Sitzung der Parteileitung der Christlich-sozialen Partei programmatisch zu dem Thema Politik und Geschäft äußerte. 3 Wochen darauf war er vom National-

rat mit 91 zu 59 Stimmen zum Bundeskanzler gewählt, und mit der gleichen Stimmenzahl wurde das von ihm vorgestellte Kabinett bestätigt (mit Dinghofer als Vizekanzler, Kienböck als Finanzminister, Schmitz als Unterrichtsminister). Schon damals war deutlich, daß er versuchen werde vorzeitig zu Neuwahlen zu kommen. Einen Monat später nahm die Sozialdemokratie in Linz ihr neues Parteiprogramm an. Die Debatten während des Parteitags zeigten eine auch als Folge der langen politischen Opposition zu wertende Entschlossenheit zum Radikalismus und wurden von der bürgerlichen Presse entsprechend scharf besprochen. Es ist nicht unerheblich, daß während dieser Verhandlungen Otto Bauer eindringlich vor der Gewalt als Mittel im politischen und sozialen Kampf gewarnt hat. Liest man heute diese Debatten nach, so braucht man nicht erst besondere Versicherungen, um zu wissen, daß die Wiener Unruhen von keinem verantwortlichen Führer gewollt waren. Freilich wird man dann auch nicht glauben, daß sie nur der Ausdruck des Zorns über einen aktuellen Anlaß waren. In ihnen ist eine lang aufgespeicherte Erbitterung losgebrochen, die längst viel gefährlichere Formen angenommen hätte, wenn nicht gerade in Wien die Arbeiterschaft durch ihre Teilnahme an der Stadtverwaltung und deren Erfolge über die Aufregungen der Opposition und deren Enttäuschungen etwas getröstet würde. Erst recht mußte der Wahlkampf, der, wie vorauszusehen war, vorzeitig einsetzte, den außenstehenden Beobachter die Klassenkampfstimmung im ganzen Land und die überaus leidenschaftlichen Gegensätze zwischen Wien und den Ländern erkennen lassen. Diese Wahlwut brachte keine überraschenden Ergebnisse. Die Hoffnung des Bundeskanzlers mit der Einheitsliste Erfolge zu erzielen erfüllte sich nicht. Die Sozialdemokratie behauptete sich durchaus, sie erweiterte sogar ihren alten Bestand, stärkte außerdem in Wien ihre Mehrheit und zog wenigstens als eine im Kampf gefestigte Opposition ins Parlament. Deshalb suchte Seipel durch Heranziehung des Landbunds die Regierungsbasis zu verbreitern. Für das Ansehen der Regierung in den Bundesländern war das nicht ohne Bedeutung. Trotzdem war Seipels Stellung unmittelbar nach den Wahlen nicht stark. Als jedoch die Unruhen am 15. Juli ausbrachen, war seine taktische Lage an sich günstig. Durch die Umstände, unter denen die

Demonstrationen stattfanden, wurde sie es erst recht. Wenn Seipel sie auch nach außen nicht übermäßig ausgenutzt hat, so ist doch der Erfolg, den die Sozialdemokratie bei den Wahlen davongetragen hatte, wahrscheinlich verloren. Die verhältnismäßig vorsichtigen Reden, die im Parlament gehalten worden sind, können darüber nicht wegtäuschen, daß durch die Wiener Straßenkämpfe die Kluft zwischen dem immer noch einigermaßen fest in der Koalition zusammengefaßten Bürgertum und der Sozialdemokratie noch vertieft worden ist. Wer aus eigener Anschauung die stimmungsmäßigen Zustände vor diesen Unruhen kannte, wird es begreifen, daß die Regierung ihres Sieges nicht sehr froh, aber auch die Sozialdemokratie von der Angst nicht frei werden kann, ein neuer Ausbruch der seit den Wahlkämpfen noch nicht abgekühlten politischen Leidenschaft könnte ihr wie der Allgemeinheit neuen schweren Schaden zufügen. Die Spannungen, die in Deutschland aus dem Verhältnis zwischen dem Reich und Preußen und aus der Stellung der Sozialdemokratie hier in der Regierung, dort in der Opposition sehr wohl bekannt sind, die aber doch durch die Beteiligung des Zentrums an beiden Regierungen ganz außerordentlich gemildert werden, bestehen in Österreich ungeschwächt. Bedenkt man, was für bedrohliche Folgen sie schon trotz jenem mildernden Umstand in Deutschland haben, so wird man von Sorge um die weitere innenpolitische Entwicklung Österreichs nicht frei werden können.

**Demokratie** Kein Ereignis hat so wie die fascistische Revolution dazu beigetragen die Bedingtheit der parlamentarischen und demokratischen Staatsordnung ins Bewußtsein zu bringen. So ist denn auch in den letzten Jahren eine Flut von Schriften zu den Problemen von Demokratie und Parlamentarismus erschienen. Die Krisis der europäischen Demokratie nennt Moritz Julius Bonn Vorträge, die er in Amerika hielt (München, Meyer & Jessen). Es sind lose aneinandergefügte Feststellungen über Schwierigkeiten und Fehler im parlamentarisch regierten Staat, unter ausdrücklicher Ablehnung fertiger Rezepte, mit sympathischer Unvoreingenommenheit getroffen. Was sich die Wirtschaft hier von einem Wirtschaftskenner sagen lassen muß, ist besonders zu beachten. Kluge Verallgemeinerung aus lebendiger Anschauung ergibt die förderliche Kritik

eines Kenners und Helfers, der besonders dem Staat wiederzugeben versucht, was er haben muß, um der Ordnung und der Vernunft willen, hinter denen freilich das Herz steht, auch wenn es sich versteckt.

Nach dieser klaren und kritischen Darstellung, die kompliziert ist, obwohl sie sicherlich auf das amerikanische Publikum Rücksicht nimmt, überrascht die einfache Problemstellung und Schilderung in dem Buch Arthur Twinning Hadleys Probleme der Demokratie /Stuttgart, W. Kohlhammer/, der sich besonders mit der Frage der wirtschaftlichen Organisation und ihrem Einfluß auf die parlamentarische Willensbildung im Zweiparteiensystem befaßt. Eine ähnliche Aufgabe stellt sich Oskar Holer (Berufsverband und Staat /Zürich, A. Rudolf/) für die Schweiz. Er gibt einen allgemein gehaltenen Überblick, dessen praktische Absicht, besonders im Hinblick auf das neue schweizerische Gewerbegesetz, die Form bestimmt. Am meisten überrascht, wie kompliziert die Organisationsverhältnisse auch in der Schweiz sind. Die Formen des Strebens nach wirtschaftlicher Selbstverwaltung untersucht Ernst Latrille in seiner Arbeit Der berufsständische und der Rätegedanke in ihrer Beziehung zur modernen Staatsidee /Berlin, Carl Heymann/. Er kommt zu dem entscheidenden Schluß, daß die im Räteystem zum Ausdruck gelangende engere Verbindung von Individualismus und Staatsgewalt nichts anderes sei als Demokratie, nämlich nichts anderes als gemeinschaftliche Beteiligung der gesamten Volkskräfte auf der Basis der Gleichheit und Gleichberechtigung, so daß es sich beim Rätewesen nur um konsequente Durchführung der Demokratie in Ausdehnung ihres Prinzips auf das soziale Leben handle. Ausgehend davon, daß Demokratie nicht nur einen politischen Tatbestand, nämlich politische Gleichberechtigung im Staat bedeute sondern auch einen ideellen, nämlich soziale Gleichheit aller Bürger in der Gemeinschaft, kommt Max Adler in seiner Studie Politische oder soziale Demokratie? /Berlin, E. Laub/ zu der Feststellung, daß nicht das Majoritätsprinzip, sondern der Gedanke des allgemeinen Interesses und Gemeinwohls das Prinzip der Demokratie sei; eine grundlegende, nicht so sehr praktisch wie theoretisch entscheidende Formulierung, deren Konsequenzen unter Berücksichtigung der Verhältnisse Österreichs in starker Gedankengemeinschaft mit Otto Bauer gezogen werden.

Die Prager Presse hat sich mit ihrer Rundfrage Demokratie und Parlamentarismus, ihre Schwierigkeiten und deren Lösung /Prag, Orbis/ ein Verdienst erworben; denn dank der Mannigfaltigkeit der Beteiligten führt sie mitten hinein in die Widersprüche, in die Verschiedenheiten der Fragestellung im In- und Ausland, in die Ansichten und Vorurteile praktisch maßgebender und theoretisch einflußreicher Männer: eine in ihrer Buntheit anregende, ja geradezu aufregende Sammlung.

Unter dem Titel Demokratie oder Diktatur? /Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft/ schreibt Hermann Martin eine Verteidigung der Demokratie, an der man nur tadeln kann, daß sie sich die Demokratie anders vorstellt als sie ist und ihr das am meisten zum Verdienst anrechnet, was sie am wenigsten als Demokratie charakterisiert. Es ist keine neue Erkenntnis, daß Nationalgefühl und Demokratie vereinbar sind; im Gegenteil, fast überall außer in Deutschland, hat man begriffen, daß die Demokratie geradezu die Grundlage des Nationalismus ist. Trotzdem ist es ein Verdienst des ausgezeichneten geschriebenen Buchs, wenn es den Irrtum beseitigen hilft, der darüber in Deutschland besteht. Was aber Ludwig Andresen unter dem Titel Der sterbende Parlamentarismus: Diktatur oder Selbstregierung? /Kating bei Tönning, W. L. Andresen/ vorlegt, ist ein kaum ernstzunehmendes Projekt einer (besonders friesischen) Selbstregierung, nach dem etwas kindlichen Rezept "So sollte es sein".

Heinz Marr kommt in seiner Schrift Klasse und Partei in der modernen Demokratie /Frankfurt, Englert & Schlosser/ zu dem Ergebnis, daß weder die scheinbare noch die wirkliche Diktatur die wesentliche Demokratie mehr erschüttern kann. Denn je mehr die Rationalisierung der gesellschaftlichen Beziehungen fortschreite, und Glaube und Mythos an Kraft verlieren, desto mehr werde Demokratie notwendig; sie sei längst nicht mehr nur ein politischer Standpunkt sondern eine soziologische Konsequenz, ein organisches Schicksal. Was Curt Geyer über Führer und Masse in der Demokratie /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ sagt, ist wichtig und wertvoll als Beweis dafür, welche gründlich verarbeiteten ernsthaften Gedanken man sich in einer großen Partei über das Führerproblem macht, ganz im Gegensatz zu der oft aufgestellten Behauptung, daß man es kaum sähe, geschweige denn zu lösen versuche.

Die folgenden Schriften beschäftigen sich alle mit Teilproblemen des Staatslebens in der Demokratie; sie seien ganz kurz angezeigt. Heinrich Herrfahrtdts Untersuchung Die Kabinettsbildung nach der Weimarer Verfassung unter dem Einfluß der politischen Praxis /Berlin, Otto Liebmann/ behandelt besonders die Stellung des Reichspräsidenten bei der Kabinettsbildung und ist ein wichtiger Beitrag zu der immer wieder in Gang gebrachten Diskussion über die Stärkung der Stellung des Reichspräsidenten. Gerade aber aus ihr ergibt sich die Frage, ob denn bisher so verfassungsmäßig verfahren worden ist, daß die Notwendigkeit einer solchen Stärkung schon erwiesen wäre. Otto Koellreutter beschäftigt sich in seiner Schrift Der deutsche Staat als Bundesstaat und als Parteienstaat, in der Sammlung Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart /Tübingen, J. C. B. Mohr/ mit dem Verhältnis von Reich und Ländern und seiner Beeinflussung durch die Parteiverhältnisse. Hans Nawiasky legt 3 Schriften vor: Die Zukunft der politischen Parteien /München, Franz A. Pfeiffer/, Die Stellung der Regierung im modernen Staat /Tübingen, J. C. B. Mohr/, Die Stellung des Berufsbeamten-tums im parlamentarischen Staat /München, Franz A. Pfeiffer/. Ihn bewegt die Frage nach der Einordnung der Parteien in den Staat. Bei seinem Standpunkt konservativ gerichteter Loyalität kommt er von der Vorstellung nicht frei, daß die Parteien ein Übel seien, das der Staat zu bekämpfen, und von dem seine Beamten sich fern zu halten haben. Ganz anders ist Walter Lambach gerichtet (Die Herrschaft der 500 /Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt/). Positiv miterlebend, mit den Tatsachen und Personen vertraut, beweist er seinen Sinn für den Anteil des rein Menschlichen und Persönlichen am Politischen, gerade am Parlament. Bei aller Kritik wahrt er sich die Freude an dieser Form, den Ernst und das Verantwortungsbewußtsein und schreibt so ein ausgezeichnetes Buch, das man als Ganzes loben muß, auch wenn man nicht allen Urteilen des Verfassers zustimmen kann. Rückwärts gewandt und nach vorwärts theoretisierend fragt Ernst Graf Reventlow nach der Monarchie, ergebnislos trotz allen Bemühungen um Objektivität (Monarchie? /Leipzig, Hammerverlag/). Die »Variationen über ein konservatives Thema« unter dem Titel Tar a Ri /Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft/, die Georg Quabbe schreibt, sind wenig besprochen worden; der Autor scheint

recht zu haben, wenn er vermutet, daß er wenig gelesen werden wird. Aber seine Schrift ist allen zu empfehlen, seinen Freunden und seinen Gegnern. Denn sie ist ein in der Parteiliteratur aller Arten seltenes Beispiel geistiger Beweglichkeit, weiten Blicks, dialektischer Eleganz und gedanklicher Anmut.

Keine der hierunter aufgezählten republikanischen Werbeschriften erreicht diese Höhe, so verschieden sie unter einander sind; man begrüßt sie alle um des Ziels willen, auch wenn man dieses oder jenes besser wünschte. Hermann Schützinger Der Kampf um die Republik /Leipzig, Ernst Oldenburg/, Heinrich Werneke Republikanischer Kalender für 1927 Saarausgabe /Saarbrücken, Verlag der Volksstimme/, Republikanischer Volkskalender 1927 /Dillingen an der Donau, Theodor Lange/, Karl Bröger Deutsche Republik, Betrachtung und Bekenntnis zum Werke von Weimar /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ und die Flugschriften Joseph Wirths Der Aufbruch /Berlin, Verlag der Republikanischen Union/.

Etwas verspätet, aber immer noch zur Zeit, um einen neuen Versuch verständlicher zu machen, sei die Schrift Karl Loewensteins Minderheitsregierung in Großbritannien /München, J. Schweitzer/ empfohlen. Wenn auch für die Darstellungen wie für die Folgerungen des Verfassers das Dreiparteiensystem entscheidende Voraussetzung und infolgedessen der einfache Vergleich mit deutschen Verhältnissen unzulässig ist, so ergibt sich doch beim Studium dieser sorgfältigen und sichern Arbeit eine Fülle von Beziehungen, die für die Politik der Kleine-Koalitions- oder der Minderheitsregierung aufschlußreich sein könnten.

#### Informationsmittel

Wilhelm Ziegler legt eine Einführung in die Politik vor /Berlin, Zentralverlag/, eine ungewöhnlich reichhaltige, gefällig geordnete Materialsammlung mit sehr guten graphischen Übersichten, glücklicher Verwertung geologischer Gesichtspunkte bei kritischer Abwehr scheinmoderner Übertreibungen und einem sympathischen Ernst in dem Ringen um Urteil und Erkenntnis. Mag man auch die Ideologie vielfach für etwas durchschnittlich im Sinn der Gutbürgerlichkeit halten, im ganzen spricht das Buch für seinen Verfasser und für die Reichszentrale für Heimatdienst, die es herausgibt. Der Volksvereinsverlag in München-Gladbach bringt in seiner Staatsbürgerbibliothek 3 wichtige Heftchen: Peter



Tischleder Der Staat, Staatsidee, Staatsgewalt, Staatszweck, Völkergemeinschaft, Hans Laut Die deutsche Reichsverfassung und Die Verfassung des Freistaates Preußen, alle wieder ausgezeichnet durch zuverlässige Darstellung, positive Einstellung zum neuen Staat und gekennzeichnet durch die katholische Grundhaltung, die besonders der kleinen Staatslehre, unbeschadet ihrer vornehmen Form, einen etwas propagandistischen Einschlag gibt.

Die Schrift Josef Helds über den *Reichsrat*, seine Geschichte, seine Rechte und seine Stellung /Regensburg, Gebrüder Habel/ ist ganz und gar bayrisch, und es interessiert einen mehr, daß sie so geschrieben werden kann, als was besonders darin geschrieben steht. Sie ist eine Verteidigung der berühmten bayrischen Verfassungsdenkschriften. Aber sie bleibt die ernsthaften geschichtlichen Begründungen für die Ansprüche bayrischer Föderalisten ebenso schuldig wie für viele politische Behauptungen.

Eine *Quellensammlung*, wie sie Paul Rühlmann und Otto Haintz unter dem Titel Die innerpolitische Entwicklung des deutschen Kaiserreichs /Leipzig, B. G. Teubner/ bringen, ist für Schulen besonders nützlich, und sie kann bei richtiger Anwendung sehr lehrreich sein. Staatsmänner, Parteien und Gruppen kommen selbst zu Wort, die wichtigsten Gesetzestexte sind abgedruckt. Wer lesen kann, findet hier eine Wirklichkeit, wie sie kein Lehrvortrag bietet.

Die Studie Eugen Franz' *Bayrische Verfassungskämpfe* /München, Franz A. Pfeiffer/ ist ein zu bestaunender Versuch ein Mosaik von *Zitaten* aus Hunderten zeitgenössischer Quellen zu einem Bild der bayrischen Verfassungskämpfe in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu gestalten; im ersten Augenblick oft verwirrend, aber bewunderswert wegen der Sorgfalt, überraschend wegen der Sicherheit der Zusammenfassung, reizvoll freilich besonders in den Reflexen der einzelnen Steinchen. Dagegen ist Clara Michaelis' *Politisches Zitatenbuch* /Halle, Verlag Der Rechtsstaat/ ein ebenso rührender wie komischer Versuch gedankenarmen vaterländischen Rednern Gelegenheit zu geben Gemeinplätze in abgegriffene Zitate zu verwandeln.

**Neuausgaben** Die Sammlung aus *Johann Gottfried Seumes* Werken, die Gustav Hennig unter dem Titel *Der deutsche Republikaner* herausgab /Jena, Thüringer Verlagsanstalt/, ist zeitgemäß, weil sie Politi-

ches gibt, und wäre doch auch unzeitgemäß, wenn es nicht immer wieder Wert hätte zu sehen, wie wenig man weiterkommt, schon in der Ausprägung der Probleme, kaum mehr im Finden der Lösungen. Aus dem gleichen Grund sind die folgenden Veröffentlichungen zu begrüßen: *Friedrich Schlegel* Signatur des Zeitalters, in der Sammlung Das neue Münster /Mainz, Matthias-Grünwald-Verlag/, *Johann Gottlieb Fichte* Politische Fragmente, für die Philosophische Bibliothek neu herausgegeben und eingeleitet von Reinhard Strecker, Leipzig, *Felix Meiner* /, *Ferdinand Lassalles* Reden und Schriften, in Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Maenner, in der Serie *Klassiker der Politik* /Berlin, Reimar Hobbing/, *Richelieus* Politisches Testament und kleinere Schriften, in der selben Serie. Es muß einmal mehr Möglichkeit und Fähigkeit gegeben haben Wichtiges zu sagen, wenn es auch nichts Endgültiges war, da Ansichten, wie ein Vergleich mit der Vergangenheit zeigt, ebenso wechseln wie Tatsachen.

Die Sammlung *Redner der Revolution*: Robespierre, Lassalle, Saint-Just, Danton, Fouquier-Tinville, Wilhelm und Karl Liebknecht, Bebel /Berlin, Neuer Deutscher Verlag/, ist in ihrer handlichen Form dank der Kürze der Auszüge auch für den eiligen Politiker lesbar und sicher für jeden Redner nützlich. Denn er findet in ihr, was er braucht: den Zauber der Form und den hinreißenden Schwung des angedeuteten Gedankens, Vorzüge, die zeitgenössischen Rednern verloren gegangen zu sein scheinen.

**Totenliste** Am 14. März erlag *Paul Nathan* in Berlin kurz vor Vollendung seines 70. Lebensjahrs einem Schlaganfall. Er war ein Mitarbeiter Theodor Barths, ein Freund *Hugo Preuß*'s, einer der Vorkämpfer deutscher Demokratie. Aus Enttäuschung über die Politik der Demokratischen Partei trat er vor einigen Jahren zur Sozialdemokratischen Partei über, ohne mehr in ihr aktiv werden zu können. Seine großen Leistungen liegen auf dem Gebiet humanitärer Arbeit; was er hier aus eigenen Mitteln und dank vorbildlicher Gewinnung fremder Hilfe für Deutsche und Juden getan hat, sichert ihm ein besonderes Andenken. In einer Zeit bloßer Taktik und falschverstandener Realistik war er ein Politiker der Menschlichkeit.

Am 6. Juli starb in Stuttgart der ehemalige Staatspräsident *Wilhelm Blos* (siehe die Rundschau Sozialistische Bewegung, in diesem Band Seite 747).

Am 10. Juli wurde der Justizminister des Irischen Freistaats *Kevin O'Higgins* in seiner Heimat Blackrock ermordet. Er ist nur 35 Jahre alt geworden.

Am 20. Juli starb nach langer Krankheit der König *Ferdinand von Rumänien*. Er war am 24. August 1865 in Sigmaringen geboren, diente als Prinz von Hohenzollern im preußischen Heer und studierte in Tübingen und Göttingen. Er wurde zum Thronfolger seines Onkels Karl bestimmt und bestieg im Oktober 1914 den Thron. Es ist schwer zu entscheiden, ob er den Eintritt Rumäniens in den Krieg hätte verhindern können. Sicherlich war seine Frau, die Prinzessin Maria von Sachsen-Koburg, die stärkere Persönlichkeit. Der König selbst hat sich während seiner Regierungszeit weder nach außen noch nach innen besonders durchgesetzt.

Am 21. Juli starb der hessische Minister des Innern und der Justiz *Otto von Brentano di Tremezzo*. Er war am 9. Dezember 1855 in Darmstadt geboren. Als Anwalt in Offenbach hatte er im hessischen Zentrum starken Einfluß. Seit 1897 gehörte er dem Landtag ununterbrochen an. Gleich nach dem Umsturz trat er als Vertreter des Zentrums in die Regierung ein, zunächst als Justizminister. Seit 1921 führte er auch die Geschäfte des Innenministeriums.

Am 23. August starb in Kairo *Saad Saglul*, der in der ägyptischen Politik des letzten Jahrzehnts die entscheidende Rolle gespielt hat. Er war die treibende Kraft in den Auseinandersetzungen des ägyptischen Nationalismus mit England.

**Kurze Chronik** Am 30. Juni ist die neue Regierung *Sachsens* gebildet worden. Bei Bildung des Kabinetts Heldt nach den Neuwahlen hatten die Deutschnationalen der Wahl Heldts nur unter der Bedingung zugestimmt, daß spätestens am 1. Juni ein deutschnationaler Minister in das Kabinett eintrete und gleichzeitig die Anzahl der Minister vermindert werde. Der Einhaltung dieser Vereinbarung vom 11. Januar stellten sich Schwierigkeiten in den Weg, die schließlich dadurch überwunden wurden, daß die Deutschnationalen auf die Verminderung der Ministersitze verzichteten, ohne jedoch ihre Forderung durchzusetzen dann selbst mit 2 Sitzen beteiligt zu werden. Das Kabinett setzt sich nun folgendermaßen zusammen: Ministerpräsident Heldt (Alte Sozialdemokratische Partei), Innenminister Apelt (Demokratische Partei), Volksbildungsminister Kaiser

(Deutsche Volkspartei), Finanzminister Weber (Wirtschaftspartei), Wirtschaftsminister Krug von Nidda (Deutschnationale Volkspartei), Justizminister von Funetti (Aufwertungspartei), Arbeitsminister Elsner (Alte Sozialdemokratische Partei). ◊ Am 12. Juli wurde die Wahlreform in der französischen Kammer mit 320 gegen 234 Stimmen angenommen. Damit kehrt *Frankreich* zum System der Einzelwahl zurück. Es werden 612 Wahlbezirke gebildet, in denen die absolute Majorität der abgegebenen Stimmen entscheidet, vorausgesetzt, daß sie mindestens ein Viertel der Stimmberechtigten ausmacht. Muß die Wahl wiederholt werden, so entscheidet die einfache Mehrheit, Nachwahlen finden unter den selben Voraussetzungen statt. Auf Nachwahlen für die noch tagende Kammer wird das Gesetz nicht angewandt. Fortan werden in den letzten 6 Monaten vor dem Ende der Legislaturperiode keine Nachwahlen mehr vorgenommen. ◊ Die Regierung *Irlands* erhielt am 16. August ein Vertrauensvotum nur mit der Stimme des Sprechers (bei 71 zu 71 Stimmen). Sie erklärte, daß sie ihr Verbleiben von dem Ausgang der nächsten Nachwahlen abhängig machen werde. ◊ Am 13. Juli schloß *Pilsudski* den Senat und am Tag darauf auch den Sejm *Polens*. Der Versuch der Sozialisten und Nationaldemokraten zusammen die erforderliche Stimmenzahl für die Wiedereinberufung aufzubringen scheiterte an Streitigkeiten zwischen beiden Fraktionen. ◊ Das Zentralkomitee und die Zentralkontrollkommission der Kommunistischen Partei *Rußlands* beschlossen am 10. August entgegen vorliegenden Anträgen *Sinowjow*, *Trotzkij* und andere, seit einem Jahr in ausdrücklicher Opposition stehende Mitglieder nicht auszuschließen sondern ihnen nur einen strengen Verweis zu erteilen. Es scheint nicht, als ob die Opposition sonderlich eingeschüchtert wäre. ◊ Am 24. August sprach die Kammer *Griechenlands* der Regierung *Michalukopulos* mit 59 gegen 16 Stimmen ein Vertrauensvotum aus, nachdem am 12. August wegen der Obstruktion der Royalistischen Partei innerhalb der Koalition das Kabinett zurückgetreten war.

**Literatur** Das Reich verdankte in den schwersten Zeiten nach dem Krieg seine Widerstandskraft in erster Linie Preußen, und Preußen verdankte seine Stärke der zähen, klugen und staatsmännischen Arbeit *Carl Severings*. Es müßte besonders Reiz ha-

ben, wenn er seine Erlebnisse als preußischer Innenminister schildern würde. Einstweilen beschränkte er sich darauf seine Erfahrungen als Reichs- und Staatskommissar an der Ruhr zu schildern. Er nannte sein Buch 1919-1920 im Wetter- und Watterwinkel / Bielefeld, Buchhandlung Volkswacht/. Diese Schilderung wird man vielleicht beim ersten Eindruck leidenschaftlicher, weniger unparteiisch wünschen. Aber beim genaueren Hinsehen gewinnt sie doch alle Lebendigkeit, die nun einmal Darstellung des Selbsterlebten hat. Und wer zwischen den Zeilen liest, der spürt, daß für diese Erlebnisse die volle Kraft einer Persönlichkeit eingesetzt war. Will man dem Buch gerecht werden, so muß man aus der eigenen Erinnerung ergänzen, was Severing mehr andeutet als darstellt; wie es nach dem Lüttwitzputsch in dem großen deutschen Industriebezirk ausgesehen hat, welche Werte nicht nur auf dem Spiel standen sondern nach der Meinung maßgeblicher Männer schon verloren waren. Damals war Severing viel mehr als er selbst in seiner Schrift sehen läßt, der Retter im Wetterwinkel. Ein Retter gegen welche Widerstände! Es wäre kein Wunder, wenn er den Stolz auf diese Leistung merken und zugleich spüren ließe, wie erbittert er sein mußte, daß ihm dieser Erfolg zunächst schwer und dann streitig gemacht worden ist. Aber nichts davon steht in dem Buch, das ohne große Worte von eindrucksvoller Prägnanz ist und seine gelegentlich fast karge Strenge von dem Verantwortungsbewußtsein bekommt, das Severing auch jetzt, wo er die Opposition der Sozialdemokratie rednerisch führt, nie ein falsches Wort sagen, nie übers Ziel hinaus gehen läßt. Weit über das Persönliche aber ist das Buch politisch von größtem Wert. Niemand wird wagen zu behaupten, daß Deutschland vor der Wiederholung solcher Katastrophen, wie sie damals hereinbrachen, endgültig gesichert wäre. Was man zu ihrer Verhütung tun, was man beim Hereinbrechen zur Abwehr noch vollbringen kann, das läßt sich aus Severings Buch rechtzeitig lernen. ◊ Auch Otto Braun erweist sich in seiner kleinen Schrift Deutscher Einheitsstaat oder Föderativsystem? /Berlin, Carl Heymann/ als ein vorsichtig abwägender, die Tatsachen sehender Staatsmann. Er behandelt das Zentralproblem der innern Staatspolitik gleich frei von partikularistischer Enge wie von zentralistischer Utopie. Er bekundet den deutschen Einheitswillen und wahrt doch die Zurückhaltung, die er aus den Lehren der Ge-

schichte, aus den Vergleichen mit dem Ausland und aus den Erfahrungen jahrelanger Regierungsführung gewonnen hat. Man spürt aus seinem Vortrag die Stetigkeit des Willens. Aber man hört auch heraus, daß es dem Weiterführer der preußischen Politik auf den deutschen Einheitsstaat hin gehen muß wie dem Steuermann, den gottgesandte Wechselwinde abtreiben, und der doch ohne Zögern von sich sagen kann: »Treu dem Ziel auch auf dem schiefen Wege.« ◊ Der Nachlaß *Hugo Preuß'* liegt in 2 gewichtigen Bänden vor: Staat, Recht und Freiheit, herausgegeben und eingeleitet von Theodor Heuß /Tübingen, J. C. B. Mohr/ und Verfassungspolitische Entwicklungen in Deutschland und Westeuropa, herausgegeben und eingeleitet von Hedwig Hintze /Berlin, Carl Heymann/. Sie können in dieser Rundschau nur angezeigt, nicht besprochen werden. Die Lebendigkeit des 1. Bandes, der Aufsätze aus der ganzen Schaffenszeit des Verfassers enthält, ist auch für den überraschend, der Preuß in seiner Unerschöpflichkeit kannte. Darin befindet sich auch der während des Krieges ausgearbeitete erste Entwurf einer Verfassungsänderung, durch den Preuß die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und der sachlich wie gedanklich der Ausgangspunkt seiner Arbeit an der neuen Reichsverfassung war. Was ist in diesen Aufsätzen schon vor 1918 gesagt, und wie wenig ist es beachtet worden! Bis dann die große Aufgabe kam, in die Preuß hineinwuchs, und in der er sich bis zu solchen Höhepunkten streckte, wie es seine große Rede bei Einbringung der Verfassung am 24. Februar 1919 einer ist. Einheitlicher ist die 2. Schrift, obwohl sie Fragment blieb und nur das Einleitungsstück eines großen Werks über die Weimarer Verfassung, das zu entbehren für Theorie und Praxis gleich schmerzlich sein muß. Welche historischen Kenntnisse, welches Verständnis für deutsche Geschichte zeigt hier Preuß, aber auch welchen Aufbauwillen und welche Gestaltungskraft in der Kritik! Von seinen Gegnern darf man den Ernst und die Erfahrung, die Kenntnis und das Können, die er hier beweist, leider nicht erwarten. ◊ Die Diskussionen, die *Paul Natorp* zur Veröffentlichung der Schrift *Der Deutsche und sein Staat* /Erlangen, Verlag der Philosophischen Akademie/ veranlaßten, sind längst verklungen. Der Verfasser selber ist gestorben. Aber die Behandlung der Probleme, die Auseinandersetzung mit Freunden und Gegnern, ist von unmittelbarster Lebendig-

keit besonders für Sozialisten, wie ja auch der Anlaß ein Vortrag auf einer Tagung der Jungsozialisten war. Die These, die Natorp verteidigt und immer neu philosophisch und ethisch unterbaut, ist die, daß im gleichen Sinn wie Volk mehr ist als Einzelmensch, Menschheit mehr ist als Einzelvolk, und zwar nicht etwa nur weiter umfassend sondern auch in seelischer Beziehung reicher, dank der Selbststeigerung, die das Ergebnis einer solchen Einbezogenheit sein muß. ◊ Antifascismus! Proletarische Wehrhaftigkeit im Kampfe gegen den Fascismus nennt *Julius Deutsch* eine, dem Andenken *Giacomo Matteottis* gewidmete Schrift /Wien, Wiener Volksbuchhandlung/. Es ist aber sicherlich ein Irrtum den Fascismus im eigentlichen Sinn für eine internationale Erscheinung zu halten. Was sich andernorts als fascistisch brüstet, treibt nur Maskerade. Um so richtiger ist es darüber nachzudenken, welche Schutzmittel das Proletariat gegen die so maskierte Reaktion hat. Dafür bietet Deutsch einen wertvollen Beitrag, der zugleich die Auseinandersetzung über die Kampfverbände fördern wird, die ja tatsächlich, und keineswegs nur in Österreich, auf der politischen Tagesordnung steht. ◊ Auch *Luigi Sturzo* beschäftigt sich mit dem Fascismus (Italien und der Fascismus /Köln, Gildeverlag/), aber mit dem eigentlichen, dem in Italien. So abgemessen, zurückhaltend und würdig seine Darstellung ist, man wird ihrer doch nicht eigentlich froh, weil sie nur eine Ansicht, keine Wirklichkeit vermittelt. Man fragt: Wenn das der Fascismus wäre, wäre er dann? Das ist auch immer wieder der Einwand gegen den größten Teil der antifascistischen Literatur. Doch sind bei Sturzo einzelne Teile der Darstellung so neu und einleuchtend, auch die persönliche Charakteristik Mussolinis enthält so viel sicher und richtig Gesehenes, daß die deutsche Übersetzung sehr zu begrüßen ist. ◊ In Übergangszeiten wächst das Interesse an den historischen Verknüpfungen, und so wachsen auch die politischen Veröffentlichungen historischen Einschlags. In der Serie *Menschen, Völker, Zeiten* /Wien, Karl König/ gibt der Herausgeber *Max Kemmerich* eine fleißige Schilderung des Lebens *Niccolo Machiavellis*, ohne den Zusammenhang zwischen dem Rahmen und der Leistung dieses Mannes recht herzustellen oder gar das erstaunliche Rätsel seiner Wirkung zu lösen. Sehr viel knapper, aber gerade diese beiden Fragen kräftiger klärend, leitet *Friedrich Blasch-*

ko seine Übersetzung der *Macchiavellischen Programmschrift Der Fürst* /Leipzig, Felix Meiner/ ein. ◊ *Carl Misch*'s Schrift über *Karl August Varnhagen von Ense* in Beruf und Politik /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/ bedeutet einen Akt der Gerechtigkeit. Varnhagen wird vor der mit Recht unzufriedenen Kritik der Literaturhistoriker gerettet und in dem Bezirk der Politik geborgen, in den er eigentlich gehört. So gelingt es von einem bessern Standpunkt aus seinen Beruf zu schildern, seine Anschauungen zu klären und zu würdigen. ◊ Auch *Margherita Sarfatti*'s Buch über *Benito Mussolini* /Leipzig, Paul List/ läßt den Leser unbefriedigt. Alles ist zu sehr aus dem Aufblick der Bewunderung gesehen, der bekanntlich die größten perspektivischen Verzerrungen hervorruft. Man muß sich wundern, daß *Mussolini* sagt: »In diesem Buch ist mein Leben.« Denn es sind in ihm sehr viel parfümierte, unechte und gestellte Schilderungen. Trotzdem bietet es viel Neues zum Tatsächlichen des *Werdegangs Mussolinis*, vor allem viel Aufschlußreiches von ihm selbst, aber nichts den Grund Erreichendes, dafür viel befängenes Theater, teils gemacht teils nur gläubig wiedergegeben. Im ganzen ist es doch wohl ein Buch, das mehr die Bewunderer als den Bewunderten kennzeichnet.

### Wirtschaft / Max Schippel

**Deutschland** Das deutsche Wirtschaftsleben hat den Aufschwung, der im großen und ganzen im März kräftiger begann, bisher beizubehalten vermocht. Seit Mitte August des vorigen Jahres bis zum 16. August dieses Jahre ist infolgedessen bei den Arbeitsnachweisen die Anzahl jener Arbeitssuchenden, denen eine Stelle nicht vermittelt werden konnte, von über 2 Millionen auf unter 1 Million gesunken. Gegen Mitte Juli war zuletzt nochmals eine Entlastung von 11,3 % (von 1 029 174 verfügbaren Arbeitssuchenden auf 913 361) festzustellen. Immerhin ergeben diese über 900 000, bezogen auf rund 18,7 Millionen Arbeitnehmer, die für das Deutsche Reich nach der Berufszählung vom Jahr 1925 anzunehmen sind, eine Arbeitslosigkeit von etwa 5 %. In der Vorkriegszeit war, bei guter Wirtschaftslage, mit einer Arbeitslosigkeit von 2 bis 3 % als Folge der normalen Schwankungen auf dem Arbeitsmarkt zu rechnen. Nach wie vor lastet also auf der deutschen Arbeiterklasse eine überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit, und es ist ein sehr schwacher

Trost, daß ein Teil dieses Zahlenanschwellens mit der gegenüber der Vorkriegszeit allerdings stark veränderten Struktur des Arbeitsangebots in Zusammenhang steht: vor allem mit der allgemeinen Zunahme der Frauenarbeit, mit dem Zustrom zahlreicher Kleinrentner zum Arbeitsmarkt seit den Wirkungen der Deflation und mit der Verkleinerung des stehenden Heeres. Auch an dem Prozentsatz der Arbeitslosen bei den Gewerkschaften läßt sich die Konjunkturbewegung in gleicher Weise ablesen. Auf 100 Gewerkschaftsmitglieder kamen 1927 Arbeitslose: Ende Januar und Februar noch 16,5 und 15,5 %, im März 11,5 %, im April 8,9 %, im Mai 7,0 %, im Juni 6,3 %, Ende Juli (weiter reichen die amtlichen Verarbeitungen im Augenblick noch nicht) nur noch 5,5 %. Drückender, als diesem Durchschnitt entspricht, war die Arbeitslosigkeit Ende Juli im Bekleidungs-gewerbe (15,2 %), in der Gärtnerei (12,6 %), in der Lederindustrie (9,1 %), im Holz- und Schnitzstoffgewerbe (9,7 %), ferner in der Metallverarbeitung (6,7 %), in der Papierindustrie (6,3 %), in dem Nahrungs- und Genußmittelgewerbe (6,9 %).

#### **Kapitalbildung und Anleihen**

Da die deutsche Kapitalneubildung noch lange nicht dieser Ausweitung und Belebung des Produktionsapparats seit dem Jahresbeginn entspricht, so ist die jüngste Periode leider durch ein Wiederanziehen des Zinsfußes und durch ein besorgniserregendes fortgesetztes Wettrennen nach Auslandsanleihen gekennzeichnet. Der kurzfristige Geldmarkt, ausgedrückt durch den Satz für Monatsgeld, hatte, entsprechend dem allgemeinen Niedergang und Stillstand, zu Beginn des Jahres 1926 zunächst einen starken Zinsabbau, von über 10 bis auf unter 6 % erlebt. Von Mitte 1926 stieg der Satz für Monatsgeld, mit Ausnahme einer Unterbrechung im Januar und Februar 1927, von neuem sehr stark, so daß er im Juli 1927 über 8 % hinaufrückte. Etwas anders verläuft, wie so oft, die Kurve beim langfristigen Kapitalmarkt, ausgedrückt durch die vom Statistischen Reichsamt errechnete Rendite der Goldpfandbriefe mehrerer Typen. Diese Rendite, die während der 2. Hälfte von 1925 noch über 9 % gestanden hatte und dann an der Jahreswende und im Anfang von 1926 rasch gefallen war, fiel noch immer, als sich in der 2. Hälfte 1926 bereits eine gewisse Erholung regte, um dann, etwa seit Februar-März 1927, von neuem anzuziehen: das zur Verfügung stehende

Leihkapital erwies sich, trotz aller fortfließenden Auslandshilfe, als zu schwach gegenüber der Nachfrage von Produktion und Handel. Für die Reichsfinanzverwaltung führte diese nicht vorausgesehene Geldmarktversteifung zu einer peinlichen Enttäuschung: In Überschätzung der deutschen Leistungsfähigkeit, wahrscheinlich zugleich in dem Bestreben nach dem Ausland hin die Erstarkung der deutschen Kreditwürdigkeit zu unterstreichen, legte man im Frühjahr eine 500-Millionen-Anleihe mit einem Zinsfuß von 5 % auf. Die Überzeichnung erwies sich als ein Scheinerfolg vergänglichster Art. Als der Kurs angesichts der Zinssätze, die die Industrie und andere Kreise für ihre Anleihen bewilligen mußten, nicht zu halten war und schließlich bis auf 86 fiel, griff die Regierung zu dem in der Finanzgeschichte wohl beispiellos dastehenden Aushilfsmittel: zur Hinaufkonvertierung der größtenteils in Wirklichkeit noch obdachlosen, in Händen von Konsortien befindlichen Anleihe auf 6 %, weil ohne die um 5 Millionen jährlich gesteigerte Zinsenlast an eine Rückkehr zu normalen Kursen und zu normalen Beziehungen zwischen Reichsfinanzpolitik und Geldmarkt nicht zu denken war.

Die hierdurch entfesselten Erörterungen spannen sich dann auch in mitunter recht unfreundlichen Kritiken des Auslands an den deutschen Anleihen in Amerika, England und Holland fort. Auslandsanleihen können dereinst berufen sein bei dem Transfer der Reparationsleistungen, ähnlich wie im Beginn der Dawesperiode, eine große Rolle zu spielen und, wie die Londoner Times am 6. September schrieben: »Je mehr Deutschland an das Ausland zahlt, um die Leistungen aus privaten Kreditaufnahmen zu erfüllen, um so weniger wird es imstande sein für Erfüllung der Reparationspflichten zu überweisen. Und je mehr es für Zwecke, die mit Reparation nichts zu tun haben, borgt, um so weniger wird es für den andern Zweck Anleihen aufzunehmen vermögen. Für Deutschlands Gläubiger wäre es ein schlimmes Erwachen, wenn sie 1928-1929 finden sollten, daß Deutschland seinen Reparationspflichten nicht nachkommen könne, weil es alle Übertragungsmöglichkeiten für Zwecke der Auslandsanleihen erschöpft hätte.« Ähnliche Gedankengänge, von den früheren Warnungen des Reichsbankpräsidenten Schacht abgesehen, fanden sich kurz zuvor in dem Zwischenbericht des Reparationsagenten Parker Gilbert. Aus allgemeineren Gründen wandte sich jedoch am 2. September in Frankfurt auch

Carl Duisberg auf der Tagung des Reichsverbands der deutschen Industrie gegen das ungehemmte Wirtschaften mit in- und ausländischen Kreditaufnahmen: »Die Belebung der deutschen Wirtschaft erstreckte sich in der Hauptsache fast ausschließlich auf den Binnenmarkt. Die Ausfuhr deutscher Waren konnte kaum gesteigert werden. An den Vorkriegswerten gemessen liegt der deutsche Export noch immer etwa um ein Drittel unter der Ausfuhr des Jahres 1913. Das Defizit der deutschen Handelsbilanz betrug in den Jahren 1925 und 1926 insgesamt 4 Milliarden und wird im laufenden Jahre allein voraussichtlich auf über 4 Milliarden anschwellen. Dieses Defizit konnte bisher nur durch Aufnahme ausländischer Anleihen ausgeglichen werden. Wenn auch Anleihen an sich nicht bedenklich sind, so gibt doch die gegenwärtige Verschuldung Deutschlands zu erster Sorge Anlaß. In den letzten 3 Jahren sind im ganzen 10 Milliarden neuer Schulden aufgenommen worden, von denen 6 Milliarden auf das Inland und 4 Milliarden auf das Ausland entfallen. Hinzu kommt noch die Verschuldung der Landwirtschaft, die auf rund 9 Milliarden angewachsen ist. Einschließlich der Aufwertungsschulden ergibt sich eine Kapitalverschuldung Deutschlands von 23,1 Milliarden Mark, die eine jährliche Zinslast von rund 2 Milliarden bedeuten. Rechnet man die Daweslasten dazu, die vom nächsten Jahr an 2½ Milliarden betragen, so werden die jährlichen Zinsverpflichtungen Deutschlands auf mindestens 4½ Milliarden steigen. Das ist mehr als das Doppelte der Vorkriegszeit. In diesen Zahlen ist aber noch nicht die kurzfristige Verschuldung einbegriffen, die namentlich gegenüber dem Ausland gefährlich ist. Es muß in Deutschland das Verständnis für die Gefahren einer zu großen kurzfristigen Verschuldung geweckt werden, um die bisherige fehlerhafte Kreditwirtschaft abzustellen.«

**Preisentwicklung** Bedenkenerregend bleibt in Deutschland auch nach wie vor die Preisentwicklung,

mit der die Ausfuhrstocung zu einem guten Teil zusammenhängt. Die Richtzahl im Großhandel ist beispielsweise für Konsumgüter gestiegen: von 150,9 im Januar auf 151,0 im Februar, 152,0 im März, 153,6 im April, 155,5 im Mai und zuletzt auf 163,5 im August. Die Gegensätze in der Lohnfrage müssen hierdurch immer von neuem angefacht werden, um so mehr, als mit dem 1. Oktober neue Miets-

preiserhöhungen zu erwarten sind. Vor allem werden angesichts der vielfach rückgängigen Weltmarktpreisbewegungen die Aussichten auf Exportsteigerung eher noch ungünstiger. Der letzte amtliche Berichtsmonat, der Juli 1927, nahm in der Ausfuhr (847 Millionen Mark) einen ziemlichen Aufschwung, trotzdem zeigte er im reinen Warenverkehr einen Einfuhrüberschuß von 430 Millionen, gegen 449 Millionen im Vormonat.

**Deutsch-französischer Handelsvertrag** Einen Lichtpunkt bedeutet unter solchen Umständen der am 17. August unterzeichnete Handelsvertrag mit Frankreich, der am 6. September in Kraft trat. Er macht den unerquicklichen und vollkommen unzulänglichen und provisorien ein Ende, mit denen man seit Januar 1925, das heißt seit Rückgewinnung der handelspolitischen Bewegungsfreiheit für Deutschland, vorlieb nehmen mußte, bis am 1. Juli sogar die Inkraftsetzung des autonomen deutschen Zolltarifs und auf der andern Seite des französischen Maximaltarifs, also auf einige Zeit geradezu eine gegenseitige Sperrung der Grenzen für den Gütertausch eintrat, allerdings nur, um die letzten Entschlüsse um so rascher zur Reife zu bringen. Im großen und ganzen ist die Meistbegünstigung auf allen wichtigen Gebieten, vor allem in der Höhe der zu entrichtenden Zölle, erreicht worden, wobei allerdings, infolge des eigenartigen Aufbaus der französischen Zollgesetzgebung, die Worteinkleidung sich wesentlich verwickelter und anders gestaltet als sonst bei der üblichen summarischen Meistbegünstigungsformel. Am 1. April 1929 ist der 1. Kündigungstermin für den 30. Juni 1929, der Vertrag läuft also mindestens 22 Monate. Ein außerordentliches Kündigungsrecht ist von beiden Seiten vorbehalten worden, und zwar für den Fall, daß Frankreich (was als sehr unwahrscheinlich gilt) während der Dauer des Vertrags doch noch einen neuen Zolltarif beschließen sollte. Was die bei uns viel umstrittene Behandlung der Weineinfuhr anlangt, so hat man den Ausweg der Kontingentierung gewählt: Für den französischen Wein gelten zwar die Meistbegünstigungssätze, aber die Einfuhr ist auf 360 000 Doppelzentner pro Jahr begrenzt. An noch unausgelöschte Gegensätze erinnert die Verweigerung des Niederlassungsrechts in Marokko (für den Waren- und Schiffsverkehr ist auch hier die Meistbegünstigung erzielt) und die Zulassung von deutschen Konsuln in Elsaß-Lothringen nur nach Sonderverstän-

digung mit Frankreich (wobei zu erwähnen ist, daß Deutschland vor dem Krieg seinerseits in Elsaß-Lothringen keine französischen Konsuln zugelassen hat). Andererseits spricht eine fortschreitende Entspannung aus der Vertragsklausel, daß Frankreich nunmehr endgültig auf die Anwendung des Artikels 18 des Versailler Vertrags (das heißt auf den Vorbehalt jederzeit deutsches Eigentum wieder zu beschlagnahmen, wenn Deutschland seine Reparationsverpflichtungen nicht erfüllt) verzichtet.

Die allgemeine, europäische Bedeutung dieses Handelsvertrags ist hier in dem Artikel Kaliskis (in diesem Band Seite 702 und folgende) dargelegt. Daß es sich dabei um keine geringe Errungenschaft handelt, geht am besten daraus hervor, daß wir nach dem Krieg von 1870-1871 überhaupt zu keinem deutsch-französischen Handelsvertrag mehr gelangten sondern nur, in dem bekannten Artikel 11 des Frankfurter Friedensvertrags, zur gegenseitigen Zusicherung der Meistbegünstigung für »Eingangs- und Ausgangsabgaben, den Durchgangsverkehr, die Zollförmlichkeiten, die Zulassung und Behandlung der Angehörigen beider Nationen und der Vertreter derselben«. Ihren wirklichen Inhalt erhielt diese einfache, rein formale Klausel erst durch die Abmachungen Frankreichs oder Deutschlands mit anderen Ländern. Daher stellt die Festlegung der unmittelbaren gegenseitigen Verpflichtungen und Berechtigungen eine große Wendung zum Bessern, sogar gegen die Zeit nach 1871, dar.

**Frankreich** Der Vertrag dürfte um so wichtiger sein, als Frankreich ununterbrochen eine geradezu erstaunliche Kraft der wirtschaftlichen Wiederaufrichtung entfaltet. Die Beseitigung des Francsturzes (bis zum Niveau 124 Francs = 1 Pfund Sterling am Jahresende 1926, vorher im kritischen Juli 240 Francs) erfolgte so rasch, daß Preise und Löhne verhältnismäßig wenig davon berührt wurden. Statt der Flucht aus dem Franc begann ein starker Rückfluß aus dem Ausland und sogar eine übermäßige Anlage des Auslands in Francwerten, weil man dadurch Anteil an einer weitem Valutawertsteigerung zu gewinnen hoffte. Der Bank von Frankreich gelang es unter solchen Umständen nicht nur eine alte Anleihe von etwa 700 Millionen Mark an die Bank von England zurückzuerstatten und dadurch einen beträchtlichen ehemals verpfändeten Goldbetrag freizubekommen sondern auch in England und

den Vereinigten Staaten Guthaben von beispiellosem Umfang (der Manchester Guardian Commercial sprach am 28. Juli von etwa 750 bis 1000 Millionen Dollars) anzusammeln. Eine Teilübertragung von Bargold von London nach New York im April-Mai, die wohl der englischen Francspekulation einen Dämpfer durch größere Goldknappheit aufsetzen sollte, beunruhigte sogar die Londoner City schwer, während Amerika von dem neuen Goldzufluß ebenfalls wenig erbaut war. Vor dem Amtsantritt Poincarés als Premier- und Finanzminister schien eine Währungsanierung ohne Auslandsanleihe noch unmöglich, und unter dem Druck dieses Anleihedarfs hätte Frankreich wahrscheinlich eine voreilige Regelung der interalliierten Kriegsschulden über sich ergehen lassen müssen. Heute hat Frankreich in der Währungsfrage vollkommen freie Hand, und man macht ihm sogar schon den Vorwurf allzu langen Zögerns, für das nicht der geringste Grund mehr vorliege, nachdem 3 Vierteljahre der Stabilisierung ohne Erschütterung vorübergegangen sind. Das Budget für 1926 schließt mit einem Überschuß von etwa 1 Milliarde Francs ab; Löhne und Gehälter der Beamten und Angestellten des Staats wurden ansehnlich erhöht, und trotzdem ist die Verschuldung an die Bank von Frankreich, die an dem Wendepunkt vom Juli 1926 noch über 38 Milliarden Francs betrug, auf 24,65 Milliarden zurückgegangen; weit unter die gesetzliche Höchstgrenze, die Poincaré jetzt abermals von 36<sup>1/2</sup> auf 32 Milliarden herabzusetzen vorschlägt. Während im 2. Vierteljahr 1927 der Einfuhrüberschuß etwas bedenklich stimmen konnte, zeigte der Juli einen Ausfuhrüberschuß von nicht weniger als 431 Millionen Francs, so daß für die ersten 7 Monate insgesamt eine Mehrausfuhr von 264 Millionen bleibt. Kein Wunder, daß sich für die Umwandlung der verschiedenen "reifwerdenden" amerikanischen 7- bis 8prozentigen alten Anleihen in eine einheitlich große 6prozentige Anleihe von 100 Millionen Dollars die günstigsten Aussichten in den Vereinigten Staaten eröffnen. Auch das deutsch-französische Zusammenwirken kann durch die wirtschaftliche Gesundung Frankreichs nur gewinnen.

**Belgien** Mit ähnlicher Entschlossenheit wie Frankreich arbeitet Belgien an seiner ökonomischen Wiederherstellung. Der Ministerpräsident Jaspas hat dem Parla-

ment einen auf 10 Jahre berechneten großen Meliorationsplan vorgelegt, dessen Kosten auf 2 Milliarden Francs geschätzt sind. Neben dem Eisenbahnsystem, das schon bisher in Belgien auf die Quadratmeile die höchste Längsentwicklung in der ganzen Welt zeigte, sollen die Automobil- und Hauptstraßen verbessert und erweitert werden. Für Wasserkraftanlagen, Stromregulierungen, Kanalerweiterungen, für einen neuen Kanalweg zwischen Lüttich und Antwerpen, für Entwicklung der Häfen und Marineanlagen in Antwerpen, Zeebrügge, Gent, Blankenberghe und Neuport sind große Summen ausgeworfen. Die Leistungsfähigkeit des Antwerpener Hafens soll verdreifacht werden, so daß Antwerpen dann zum größten Seehafen der Erde emporrücken würde.

**Totenliste** Einer der liebenswürdigsten und tüchtigsten englischen Nationalökonomien, *Sir William Ashley*, der seit seiner Studienzeit stets gute Beziehungen auch zu Deutschland und der deutschen Gelehrtenwelt unterhielt, starb am 23. Juli, im Alter von über 67 Jahren, in Canterbury. Obwohl er an 2 Universitäten, in Oxford und Heidelberg, promoviert und an 3 Hochschulen, in Toronto /Canada/, Harvard und Birmingham gelehrt hatte, blieb alle akademische Pedanterie seinem Wesen fern. Deshalb wurde er oft zum Berater der Regierung und zum Mitglied von Enqueteausschüssen, besonders im Krieg und in der Übergangszeit. Am meisten fesselte ihn die Wirtschaftsgeschichte, und sein 2teiliges Werk *Introduction to English Economic History and Theory* erschien auf Brentanos Anregung sogar deutsch /Leipzig, Duncker & Humblot/, neben Übersetzungen ins Französische und Japanische. Noch anziehender und lehrreicher sind als wirtschaftsgeschichtlicher Führer bis zur Gegenwart die 1912 vor dem Kolonialinstitut in Hamburg gehaltenen Vorträge, die dann im Jahr 1914 unter dem Titel *The Economic Organization of England* auch in Buchform erschienen /London, Longmans, Green & Co./ Als der Chamberlainsche Schutzzollkampf 1904 die Gemüter aufwühlte, schrieb Ashley eine sehr schutzzollfreundliche Schrift über die deutsche Wirtschaftspolitik *The Progress of the German Working Classes in the Last Quarter of a Century*, die den beliebten Schauerberichten über das Leben der bauerlichen und lohnarbeitenden Massen unter dem "protectionist loaf" entgegentrat. Die

von ihm, Adams und MacGregor herührenden Berichte aus dem Jahr 1924 über die Agrarkrisis konnten in den Sozialistischen Monatsheften mehrfach als wertvolles Quellenwerk hervorgehoben werden.

Einer der meistgenannten Industrieführer der Welt, *Elbert Henry Gary*, der langjährige Leiter des Steeltrusts, verschied am 15. August, im Alter von fast 81 Jahren. Er wurde in Wheaton /Illinois/ geboren, widmete sich zunächst der Rechtslaufbahn und war bereits 1871 einer der gesuchtesten Korporationsanwälte Chicagos. 1874 gründete er die Gary-Wheaton-Bank. Seit 1882 finden wir ihn in Richter- und Bürgermeisterämtern, seit dem Anfang der neunziger Jahre in der Eisen- und Stahlindustrie, wo er den Kartellgedanken hervorragend verfocht. Seit 1898 stand er, unter Aufgabe seiner Rechtspraxis, an der Spitze der Federal Steel Company, die 1901 in dem Stahltrust, (United States Steel Corporation) aufging, zu dessen Direktorial- und Finanzausschussvorsitzendem er dann erwählt wurde. Der ganze Aufstieg des Stahltrusts vollzog sich alsdann bis zur Gegenwart unter seiner Leitung. Die Stadt Gary /Indiana/, eine der größten Werkskolonien, trug von Anfang an seinen Namen, 1914 erkor ihn der Bürgermeister New Yorks Mitchel zum Vorsitzenden des Enqueteausschusses für die Arbeitslosenfrage. Mit Kriegsbeginn stand er dem Stahlausschuß des Rates für die nationale Verteidigung vor, und die Regierung wußte seine Vermittlertätigkeit nach den Großindustriellenkreisen hin sehr zu schätzen. Seine soziale Auffassung war, mit starker Beimischung von patriarchalischem Sinn, die des "Herrn im Hause". Entsprechend war er 1919 bei der von Wilson einberufenen Industriekonferenz in Washington der unentwegte Fürsprecher des open shop und damit der ausgesprochene Gegensatz zu Gompers und der Federation; auch die drastischen Einschränkungen der Einwanderung durch das Quotengesetz bekämpfte er heftig. Wiederum überraschte der Stahltrust gleich darauf die konkurrierende Geschäftswelt und alle, die sich ungelerner Massenarbeit bedienen, durch Aufbesserung der Löhne und durch eine Regelung der Arbeitszeit, die man im gewerkschaftlichen Kampf bisher vergeblich zu erringen gesucht hatte. Auch international trat dieser industrial statesman, wie ihn seine Biographin Tarbell nennt, trotz seinem Zusammenhang mit den Rüstungsgewerben



als Vertreter einer Friedenspolitik und der Völkerversöhnung, in erster Linie eines guten Verhältnisses zu Japan und China auf, wenn er auf international-pazifistischem Gebiet auch weit hinter Carnegie zurückblieb. Im ganzen sozialwirtschaftlich etwa ein König Stumm, nur in neuweltlichen Ausmaßen und natürlich auch der demokratisch-neuweltlichen Umgebung angepaßt.

**Kurze Chronik** Es verdient vermerkt zu werden, daß die Gesamtheit aller gesetzlichen *deutschen*

**Zahlungsmittel** (also Reichsbanknoten, Rentenbankscheine, Privatbanknoten und Münzen) Ende August mit 6 Milliarden Mark seit 1924 zum erstenmal wieder die Höhe des Durchschnittsumlaufs von 1913 erreichte. Die Reichsbank verfügte nach dem Ausweis vom 7. September über 1786 Millionen Mark Goldkassenbestand und 66,5 Millionen unbelastetes Golddepot im Ausland. Die umlaufenden Reichsbanknoten werden auf 3800 Millionen angegeben.  $\diamond$  Preußen hat die *Aufwertung der Spargelder* erhöht. Der Aufwertungssatz für Sparkassenguthaben betrug bisher  $12\frac{1}{2}\%$ , wurde nunmehr durch eine Verordnung des Innenministers auf  $15\%$  heraufgesetzt. Die Auszahlung der aufgewerteten Guthaben soll auch früher erfolgen als bisher vorgesehen war.  $\diamond$  Um die Auslandskonkurrenz zurückzudrängen, faßten die Vertreter der *englischen Schwerindustrie* einen eigenartigen Beschluß: Den Abnehmern, die sich auf längere Zeit zum Bezug von ausschließlich englischen Erzeugnissen verpflichten, soll ein ansehnlicher Preisrabatt eingeräumt werden. Vorher hatten die Stahlproduzenten vergebens die Regierung um Zollschutz nach dem Baldwinischen Safeguarding-of-Industries-Verfahren ersucht.  $\diamond$  Für das Kalenderjahr 1926 stellte sich in den *Vereinigten Staaten von Amerika* die Warenausfuhr auf 4946, die Wareneinfuhr auf 4520 Millionen Dollars, so daß sich schon aus diesen Wirtschaftsbeziehungen ein Mehrguthaben von 426 Millionen Dollars der Union gegen das Ausland ergab. Am 4. August konnte bei der anhaltenden Geldüberfülle die New Yorker Bankrate von 4 auf  $3\frac{1}{2}\%$  herabgesetzt werden.  $\diamond$  Durch die glänzenden Ausfuhr des vorigen Jahrs ist *Argentinien* finanziell so gestärkt, daß es mit Ende August zur vollen Goldwährung zurückzukehren beschloß. Die Caja de Conversion war 1914 gleich in der 1. Kriegswoche für die Goldentzie-

hung gesperrt worden. Nunmehr ist sowohl die Einlage von Gold gegen Noten wie die Entnahme freigegeben. Die Caja soll über einen Goldschatz von 456 Millionen Dollars verfügen. Der Peso (Londoner Pari 47,577 Pence) stand 1920 einmal zeitweilig, bei der Unmöglichkeit normaler Zahlungsabwickelungen, am höchsten mit  $73\frac{1}{4}$  Pence, noch 1925 sank er zeitweilig auf  $42\frac{13}{16}$  Pence herab, Anfang September hielt er sich bei den starken, an Argentinien abzuführenden Zahlungen etwas über dem Pari.

**Literatur** Eine überaus wichtige periodische Publikation ist hier zunächst nur kurz angezeigt: die von Edgard Milhaud in Genf in 4 Sprachen herausgegebenen *Annales der Gemeinwirtschaft*. Sie bilden die Fortsetzung der *Annales de la Régie directe* und haben mit der Erweiterung ihres Programms namentlich auch an Bedeutung für die allgemeineren Probleme der Wirtschaft und Wirtschaftspolitik gewonnen. Es sei hier nur auf die Abhandlung Albert Thomas' über Schutzzollsystem, Freihandelslehre und internationale Tauschorganisation aufmerksam gemacht, die in diesen *Annales* erschien, und die manche wichtigen neuen Ausblicke eröffnet.

### Sozialistische Bewegung / Karl Thieme

**Jungsozialismus** Als unmittelbar nach dem Krieg innerhalb der Sozialdemokratie und zum Teil auch außerhalb des Kreises ihrer Mitglieder eine Bewegung entstand, die ein neues Menschentum als Haupterfordernis einer neuen Wirtschaftswelt ansah und eine Ergänzung, ja "Überwindung" des Marxismus forderte, da konnte man glauben, daß von hier aus eine Regeneration der sozialistischen Bewegung zu erwarten sei. Solche Hoffnung ist nicht enttäuscht worden, aber sie hat sich freilich in ganz anderer Form erfüllt (oder wird sich noch erfüllen). Zunächst war die Entwicklung des Jungsozialismus durchaus erfreulich; er wandte sich nach wenigen Jahren von der wohlgemeinten, aber unfruchtbaren Deklamation zur praktischen Politik, und es bildeten sich jene bekannten Arbeitskreise, die als solche zweifellos nicht die Verurteilung verdienen, die ihnen als Miniaturfraktionen allerdings gebührte. Sie blieben nicht Arbeitskreise, sondern sie glichen sich an die wetteifernden Gruppen innerhalb der Partei selbst an und

wiederholten in lächerlich verkleinertem Maßstab die Auseinandersetzung der Parteitage. Sie konnten eben darum, weil es bei ihren Auseinandersetzungen nicht um real kollidierende Mächte und Forderungen deutschen politischen Lebens sondern nur um die Wunschphantasien Jugendlicher ging, schließlich einen Vernichtungskampf innerhalb der Organisation führen, der das Unterliegen des weniger robusten Hofgeismarkreises zur Folge hatte. Und so ist heute die Jugendbewegung des Sozialismus in ihrem Hauptbestandteil wieder eine Jugendpflegeorganisation unter selbstgewählten Vormündern (man lese die Jungsozialistischen Blätter, um zu verstehen, was damit gesagt ist). In einer kleinen Gruppe, im Kreis um den Widerstand, ist sie verbohrtete Sekte (siehe die Rundschau Nationale Bewegung, 1926 Seite 709 und folgende). Nirgends aber ist mehr von der geringsten politischen oder kulturreformerschen Bedeutung des Jungsozialismus die Rede. Er hat als Jugendbewegung die Seelen aufgerührt und empfänglich gemacht, durch ihn sind vielleicht künftige politische Führer unserer Partei hindurchgegangen und, positiv wie negativ, erzogen worden, er selbst ist aber als politische Bewegung völlig bedeutungslos geblieben.

Ein dem Jungsozialismus gewidmetes, im Juli ausgegebenes Sonderheft der Tat /Jena, Eugen Diederichs/ kann als Selbstliquidation dieses Jungsozialismus angesehen werden, sowohl explizit durch seinen Kernartikel: Hendrik de Mans Kritik des Jungsozialismus, als auch implizit durch die Unfruchtbarkeit eines Teils seines übrigen Inhalts. Der Redakteur dieses Hefts, Walther G. Oschilewski (der endlich einen deutlichen Trennungsstrich zwischen sich und dem oben erwähnten Widerstandskreis wird ziehen müssen), entwirft Geschichtskonstruktionen, denen gegenüber wirklich nur der Ruf nach ökonomischer Geschichtsbetrachtung offen bleibt, und er endet in einem Aufruf zu proletarischer Kulturaktivität, dessen Allgemeinheit völlig unverbindlich ist, damit aber den Mangel an Inhalt enthüllt, so daß ein Sichbewegen um der Bewegung willen übrig bleibt, also etwas ganz Unproduktives.

Im übrigen enthält das Heft eine Reihe nicht uninteressanter Beiträge, unter denen besonders ein Vorabdruck aus Gustav Radbruchs neu geformter Kulturlehre des Sozialismus hervortritt. Das eigentlich Zukunftweisende ist zweifellos Paul Kampffmeyers Aufsatz über Lassalle; nächst ihm Hedwig Wachen-

heims Ludwig Frank, eine kurze Skizze der um die Herausgabe von Franks Aufsätzen, Reden und Briefen /Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft/ verdienten Genossin, die hier mit klaren Zügen das Bild des Reformisten, aber nicht Opportunisten, des Friedenskämpfers und doch Kriegsfreiwilligen Ludwig Frank als Denkmal und Symbol entwirft.

**Italien** Der Prozeß, den der italienische Staatsanwalt seinen Freunden Filippo Turatis machen ließ, die dem von der Polizei jedes Schutzes Beraubten das Entweichen aus Italien möglich gemacht hatten, entfachte wieder einmal die Leidenschaften in der internationalen sozialistischen Bewegung gegen den "internationalen Fascismus". Doch ist damit über das innere Verhältnis des Sozialismus zum Fascismus wenig oder gar nichts ausgesagt.

Die Sozialistische Partei Italiens ist als politischer Faktor zurzeit erledigt, sie hat sich selbst zerstört, wie hier seinerzeit nachgewiesen wurde, zuletzt vor 4 Jahren (siehe diese Rundschau, 1923 Seite 558 und folgende), als über den famosen Zersplitterungsparteitag in Rom am 1. Oktober 1922 berichtet wurde. Die 3 Gruppen, die damals entstanden, haben auf verschiedenen Umwegen das Ziel gleichmäßiger politischer Bedeutungslosigkeit erreicht. Die Kommunisten rühmen sich zwar 1926 im Januar einen hervorragend geglückten illegalen Parteitag abgehalten und 30 000 Mitglieder in ihren Reihen gesammelt zu haben; auch sei die Moskauer Parole gegenüber der italienischen Bordighianischen Opposition vollständig durchgedrungen. Das ändert aber nichts an der politischen Belanglosigkeit der kommunistischen Bewegung im heutigen Italien. Die maximalistische Sozialistische Partei, der wegen ihres Schwankens zwischen reformistischer und bolschewistischer Politik wohl die Hauptschuld am Untergang der Gesamtbewegung zuzumessen ist, ist im wesentlichen aus Italien ins Ausland verschwunden, wo sie mit dem Pariser Bureau der revolutionären sozialistischen Parteien (Internationale 2 $\frac{1}{4}$ ) unter Angelika Balabanow eine leidenschaftliche, aber ergebnislose Propaganda betreibt. Aber auch Turatis Unitarische Sozialistische Partei spielt nach dem Eingehen der Giustizia, die zuletzt als Wochenorgan erschien, keine Rolle in der italienischen Politik. So könnte es scheinen, als müsse man an der Zukunft des Sozialismus in Italien

verzweifeln. Anders, wenn man sich über den bloß parteipolitischen Standpunkt erhebt und, das Werden des Sozialismus als einen notwendigen sozialen Prozeß erkennend, nicht den politischen Ausdruck sondern die Sache selbst im Auge hat. Da kann man das Wiedererstehen des italienischen Sozialismus aus bestimmten Bewegungen innerhalb des Fascismus erwarten, die sich heute bereits deutlich aus der Gegend der fascistischen Gewerkschaften her geltend machen (siehe die Rundschau Gewerkschaftsbewegung, 1927 I Seite 220 und 382). Wenn wir in Erwin von Beckeraths Buch über das Wesen und Werden des fascistischen Staates /Berlin, Julius Springer/ lesen, daß bei der Kammerdebatte um das Gewerkschaftsgesetz ein heftiges Rededuell zwischen Rossoni, dem Gewerkschaftsführer, und Benni, dem Präsidenten des Industriebunds, um die Kompetenz der staatlichen Arbeitsgerichte über sämtliche industriellen Streitigkeiten stattgefunden hat und dann von Mussolini im Sinn Rossonis entschieden worden ist, so sehen wir ein Neuaufflammen des Kampfs zwischen Arbeiterklasse und Unternehmertum innerhalb der fascistischen Staatsmaschine. Und gerade dann müssen wir uns freilich aufs entschiedenste gegen den Unfug sträuben, der heute mit dem Wort Fascismus in der europäischen Linkspresse getrieben wird. Dort stellt man sich unter Fascismus ganz allgemein eine Aktion der Großindustrie zur bewaffneten Niederwerfung des Proletariats vor. Und so faßt man die verschiedensten Bewegungen in Spanien, Ungarn, Polen, Litauen, aber auch in Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland, als "fascistisch" auf, weil sie von bewaffneten oder bewaffnungssüchtigen Scharen getragen und gelegentlich von bestimmten Industriellenkreisen unterstützt werden. Dabei ist die Periode, in der man den italienischen Fascismus als Söldner des großen Kapitals sehen konnte, längst und mit Notwendigkeit vorübergegangen; und ebensowenig läßt sich die fascistische Bewegung in ihren Wurzeln als Aktion der Wirtschaftsführer verstehen, höchstens als Ausdruck der Spannungen in der Klassengesellschaft. Wie man bei Beckerath nachlesen kann, sind es die Mittelklassen, die *ceti medi*, die sich gegen die Zerreibung zwischen Kapital und Arbeit und gegen das Verhandeltwerden durch eine verantwortungslose Führerclique im Liberparlamentarismus wehren; sie sind es, die an der Einordnung

in einen streng antiindividualistischen Staat eine gewisse Freude haben, soweit sie mit Beamtenstellungen, Orden und Ehrenzeichen davon profitieren und ihr Geltungsbedürfnis befriedigen können; sie bilden andererseits den Kern jener unpolitischen Masse, die der regierenden fascistischen Elite mit Schweigen gegenübersteht. Die Zukunft gehört nicht diesen Schichten, sie gehört den fascistischen Gewerkschaften, die bald genug wirkliche Vertreter des Sozialismus in Italien sein werden.

**Totenliste** Am 6. Juli starb *Wilhelm Bloß* an den Folgen eines Gehirnschlags, im Alter von 78 Jahren. Er hat mehr als 55 Jahre hindurch für die Partei an führenden Stellen gewirkt, zuerst als Redakteur des Braunschweiger Volksfreunds, von 1877 bis 1918 als Reichstagsabgeordneter, ferner als zeitweiliger Redakteur und langjähriger Mitarbeiter des Berliner Volksblatts, des Vorläufers des Vorwärts, sowie als Mitarbeiter der Leipziger Volkszeitung und des Wahren Jakobs. An größeren literarischen Arbeiten sind vor allem seine Geschichte der französischen Revolution und seine Geschichte der deutschen Revolution von 1848-1849 zu erwähnen, die beide im Dietzschschen Parteiverlag erschienen. 1918 wurde Bloß an die Spitze der württembergischen Regierung gestellt, der er mehrere Jahre hindurch als Staatspräsident vorgestanden hat. In seinen Lebenserinnerungen (Vonder Monarchie zum Volksstaat /Stuttgart, Berger/) schilderte er, wie schwer ihm seine Aufgabe, nicht etwa nur von politischen Gegnern aus anderm Lager sondern gerade von seinen eigenen Genossen "radikaler" Gesinnung, gemacht worden ist.

**Kurze Chronik** Mitte Juni tagte auf der dänischen Insel Fünen das Exekutivkomitee der *Sozialistischen Jugendinternationale*, wobei die Schaffung eines Archivs der Internationale, ihre Arbeiten auf dem Gebiet des Jugendschutzes und insbesondere die Frage der Durchführung des Amsterdamer Jugendschutzprogramms besprochen wurden. Man beschloß für Verlängerung der Schulpflicht zu demonstrieren. Die Internationale, die am 28. August auf ein 20jähriges Bestehen zurückblicken konnte, umfaßt heute 45 Organisationen mit 200 000 Mitgliedern; bei ihrer Gründung hatten sich nur 17 Organisationen mit 50 000 Mitgliedern zusammengeschlossen. ◊

Am 10. Juli beschloß die *Alte Sozialdemokratische Partei* Sachsens in Dresden auf ihrem Parteitag einstimmig die Beschränkung ihrer Agitation auf Sachsen und das Wort Sachsens in ihrem Namen fallen zu lassen. Kurz darauf trat ihr August Winnig bei. ◊ In den Landtagswahlen in *Mecklenburg-Strelitz* am 3. Juli gelang es der Sozialdemokratie ihre Stimmenzahl gegenüber 1923 von 11 707 auf 15 297 und die Anzahl ihrer Mandate von 8 auf 12 zu erhöhen, während die Kommunisten 6500 Stimmen und 4 Mandate verloren. ◊ Vom 16. bis zum 18. April hielt die Sozialdemokratische Arbeiterpartei *Hollands* ihren alljährlichen Kongreß ab. Die Partei ist im Lauf des Jahres 1926 um 2000 auf 43 196 Mitglieder angewachsen, davon sind 29 % Frauen; 1922 waren es 21 % von 42 047. Die Debatte ging um eine Reform der Parteiorganisation, in der zu viele ältere Führer und zu wenig junge Kräfte ausschlaggebend seien, ferner um die seit 1926 übernommene Beteiligung der Parlamentsfraktion an den Huldigungssitzungen für die Königin. Diese Beteiligung wiederinzustellen wurde mit 478 gegen 363 Stimmen abgelehnt. Der belgisch-holländische Vertrag über einen Kanal von Belgien durch holländisches Territorium bis zum Rhein wird in der holländischen Sozialdemokratie verschieden beurteilt; der Parteitag brachte hier keine Entscheidung. ◊ Seit Dezember 1926 hat *Finnland* eine sozialdemokratische Regierung, die von den Kommunisten und der Schwedischen Volkspartei unterstützt wurde. Die Wahlen vom 3. Juli 1927 bestätigten diese Regierung, da die Sozialdemokratische Partei ihre 60 Mandate behaupten konnte, die Kommunisten und Schweden 2 respektive 1 gewannen, die gegnerischen Parteien aber 20 verloren.

#### Literatur

Der Nürnberger Vortrag *Carl Mennickes* (siehe diese Rundschau, 1927 I Seite 478) erschien, erweitert, unter dem Titel *Das Problem der sittlichen Idee in der marxistischen Diskussion der Gegenwart* /Crimmitschau, Rohland & Berthold/. Ohne den Marxismus als solchen in Frage zu stellen, sucht Mennicke nachzuweisen, daß dem veränderten Sein der sozialistischen Bewegung, nämlich ihrem Mitberufensein zu praktischer Kulturgestaltung, auch ein neuer Bewußtseinsausdruck in Gestalt zunächst ethischer und zuletzt religiöser Selbsterklärung entwachsen muß. ◊ Eine »gedrängte Darstellung für Funktio-

näre und Lernende« will *Richard Lepinski* in seinem Buch *Die Sozialdemokratie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart* /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ geben. Der bisher allein veröffentlichte 1. Band bringt eine Kompilation ungezählter Einzeltatsachen, Namen und Zahlen, die, mit einem Überblick über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands im Anfang des 19. Jahrhunderts beginnend, über die Aufstellung sämtlicher kleiner und kleinster revolutionärer Aktionen und Organisationen bis zum Gothaer Zusammenschluß der deutschen sozialistischen Parteien sich durchwindet. Die angestrebte Vollständigkeit der Materialverwertung führt zur Unübersichtlichkeit, auch vermißt man beim Autor die Gabe problemgeschichtlicher Darstellung. Der Kampf um die Staatsbejahung oder um die Rolle der Gewerkschaften wird kaum gestreift, anstatt besonders eingehend und eindringend behandelt zu werden. Franz Klühs' vor einigen Jahren publizierte Broschüre *Der Aufstieg* /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/ ist also vorläufig immer noch die empfehlenswerteste Einführung in die Geschichte der Arbeiterbewegung. ◊ Über die jungsozialistische Bewegung, ihre Geschichte und ihre Aufgaben, schrieb *Franz Lepinski* in einem Heft der beachtenswerten Jungsozialistischen Schriftenreihe /Berlin, E. Laub/. Es ist eine lesbare Darstellung, vom Standpunkt des marxistischen Jungsozialisten aus. Die Reife der Selbsterkenntnis geht ihr wohl ab, und das Pathos des Schlußausblicks ist etwas unmotiviert. ◊ Recht fragmentarisch ist *Emil van den Booms* Darstellung *Die Sozialdemokratische Partei im Lichte ihrer Parteiprogramme: Gotha, Erfurt, Görlitz, Heidelberg /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/*. Die Programme selbst sind nicht vollständig abgedruckt und werden ziemlich einseitig unter dem Gesichtspunkt des Kampfs gegen den Klassenkampf kritisiert. Doch sind manche Wiedergaben sozialdemokratischer Selbstkritik interessant. ◊ Tröstlich ist es immer wieder zu den Klassikern des Sozialismus zurückzukommen, und man begrüßt mit Dank die Zusammenstellung der wichtigsten sozialistischen Literatur mit verbindenden und erläuternden Bemerkungen, die unter dem Titel *Die Welt des Sozialismus* von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen in Leipzig herausgebracht wurde und ein umfassendes und erfreuliches Bild unserer Gesamtliteratur gewährt.

Frauenbewegung / Meta Corssen

**Ehe** Die absolute Geltung der gesetzlichen Ehe hat in den gesellschaftlichen Anschauungen unserer Zeit stark zu wanken begonnen. Auf die Häufigkeit der Ehescheidungen und die Bestrebungen die gesetzliche Lösung der Ehe zu erleichtern ist hier bereits mehrmals hingewiesen worden. Der französische Publizist Georges Anquetil plädierte 1923 in einem Buch *La maitresse légitime* für die Einführung der Bigamie und Polygamie in Frankreich. Ebenso sehr wie von innen wird die Ehe von außen erschüttert; durch die wachsende Ausdehnung der geschlechtlichen Beziehungen außerhalb der Ehe, vor allem dadurch, daß nicht mehr wie bisher nur der Mann, sondern auch die Frau Freiheit im erotischen Leben für sich in Anspruch nimmt. Äußerungen in den Briefen an die *Vossische Zeitung* (Junggesellin oder mütterliche Frau? von Alice Türk, am 25. April 1926, Die Junggesellin von Sophie von Haum, am 23. Mai 1926) lassen deutlich erkennen, daß eine unbeschränkte Freiheit für weite Kreise der Frauen schon durchaus selbstverständlich geworden ist. Die unverheiratete Frau ist nicht mehr gezwungen keusch zu leben, sie kann sowohl Geschlechtsverkehr pflegen, ohne Kinder zu bekommen, als auch, obwohl dies bei nichtproletarischen Frauen noch nicht in großem Umfang der Fall ist, ohne Ehe Kinder haben. Freilich sind die Anschauungen auf diesem Gebiet in der Frauenwelt keineswegs einheitlich; viele fühlen sich noch an die alten Formen gebunden, andere stehen schwankend zwischen beiden Welten. Was soll werden? Welche Form oder welche Formen des geschlechtlichen Lebens sollen als Ziel oder als Ideal für die Frau (und für den Mann) gelten? Denn daß es mit der bloßen Betreibung der Frau, mit der bloßen Gleichstellung mit dem Mann nicht getan ist, daß es sich nicht nur um Freiheit wovon sondern vor allem um Freiheit wozu handelt, ist, sobald man die Frage vom Standpunkt einer sexuellen Ethik und Kultur betrachtet, ohne weiteres klar. Die sozialistische Frauenbewegung hat sich bisher darauf beschränkt in den Fällen, in denen die gesellschaftlichen oder gesetzlichen Bindungen für die Frau zu großer Härte führten, wie bei unehelicher Mutterschaft oder bei der Bestrafung der Schwangerschaftsunterbrechung, Freiheit und Duldung, wie sie in proletarischen Kreisen

ja besteht, zu fordern, sie hat grundsätzlich zu dem Problem kaum Stellung genommen. Die bürgerliche Frauenbewegung ist der Frage meist ausgewichen. In der Frau vom März 1926 setzt sich Agnes von Zahn-Harnack, die damit bewußt aus der bisher beobachteten Zurückhaltung dieser Kreise heraustritt, mit ihr auseinander. Sie würdigt einsichtig die Beweggründe, die zu der Lockerung der alten Formen geführt haben, endet aber mit der Forderung des »heroischen« Verzichts für die unverheiratete Frau. Als Grund gibt sie in erster Linie die Rücksicht auf die unehelichen Kinder an, deren Bemakelung und Benachteiligung doch trotz allen Bemühungen nicht aus der Welt geschafft werden können, weil es unvereinbare Gegensätze seien gleichzeitig die Familie und das uneheliche Kind zu schützen. Dies ist ein Zirkelschluß. Denn darum handelt es sich ja gerade, ob die Familie und Ehe unter allen Umständen geschützt werden muß. Ausführlicher und grundsätzlicher behandelt Gertrud Bäumer in ihrer Schrift *Die Frau in der Krisis der Kultur* (Berlin, F. A. Herbig/ das Problem. Sie betont mit Recht, daß es notwendig sei die Formen des geschlechtlichen Lebens unter die Verantwortung zu stellen, daß die Freiheit die Frau dahin führen müsse ihr Leben nicht mehr wie früher in Abhängigkeit vom Mann und nicht unter der Herrschaft der Triebe zu verbringen sondern es aus sich selbst heraus zu gestalten. Sie erkennt auch, daß die moderne Jugend aus verlogenen und verwahrlosten Zuständen sexueller "Gesittung" heraus neue Wege sucht. Aber es scheint doch, daß sie dann, obwohl sie betont, daß man im einzelnen Fall nicht »richten« solle, im allgemeinen alle neuen und freieren Formen etwas zu summarisch als libertinistisch abtut, daß sie zu schnell wieder das Ideal der monogamen Ehe als der einzig möglichen, einzig würdigen sexuellen Lebensform für die Frau aufrichtet, dem gegenüber alles andere als giftiges Surrogat erscheint, dem, als einer mit Blut und Tränen erkämpften seelischen Eroberung der Menschheit, bedingungslos alles individuelle Glück geopfert werden muß. Diese geschichtliche Argumentation dürfte schwerlich wirksam sein gegenüber lebenden Menschen, denen dieses Ideal in Form eines äußerlich und innerlich ausgehöhlten Instituts erscheint, man wird kaum mit Erfolg verlangen können, daß die Jugend dieser Einrichtung, die sie gerade in ihrem seelischen Kern

rings um sich her mit Füßen getreten sieht, ihr eigenes einmaliges Leben opfern soll. Dem, was Bäume über die Bedeutung der Geschlechtsliebe für die Frau, über den Wert der Monogamie als deren höchste Form sagt, wird man zustimmen. Aber es geht nicht an, heute nicht mehr, sie als starres Gesetz aufzuzwingen, es ist nur noch möglich sie in Freiheit zu erstreben. Sicher ist es von der größten Bedeutung, daß die Frau die Verantwortung, die sie zugleich mit der Freiheit übernommen hat, fühlt, sicher hängt es in hohem Grad von ihr ab, ob es gelingen wird die Beziehungen der Geschlechter wieder in würdige Formen zu fügen. Aber der Weg ihr diese Verantwortung bewußt zu machen ist nicht, daß man die höchste Form als die einzige gelten läßt und alle anderen verdammt, ein nicht auf Lebenszeit geschlossenes, aber seelisch stark begründetes Liebesverhältnis ebenso wie einen Prostitutionsverkehr. Es kommt vielmehr gerade darauf an den Sinn für die Unterschiede zu schärfen, den Wert eines erotischen Verhältnisses nicht allein nach der Dauer und Einmaligkeit sondern nach seinem seelischen Grund zu bemessen und danach die äußeren Formen zu gestalten.

In diesem Sinn äußern sich auch die Vertreter einer freieren Sexualität wie Kurt Beck und Carl Bonnevie in der Neuen Generation. Man bestreitet nicht, man betont den Wert der monogamen Ehe. Aber man will sie nicht als Zwang, man glaubt, daß die Treue in der Freiheit besser gedeihen werde. Margarete Kaiser fordert in einer Reihe von Aufsätzen, die sie unter dem Titel Neue Wege der Liebe in der Neuen Berliner Zeitung im Februar und März 1926 veröffentlichte, geradezu eine Erziehung zur Liebe und vor allem zur Ehe. In einem Offenen Brief an die Frauenwelt, betitelt Seliges Verstehen /Berlin, Verlag Der Syndikalist/, erwartet Ludwig Bergfeld von der freien Frau, daß sie die Menschheit wieder zur Gesundheit und Reinheit zurückführen werde. Diese Vorstellungen schreiben der Frau größere Kräfte zu als sie hat. Natürlich wird sie nicht allein, und ganz sicher nicht einfach aus ihrem Wesen heraus, ohne weitere Anstrengung, die bessere Welt heraufführen. Alle diese Dinge gehen ja den Mann genau so an und erfordern sein Mitwirken in dem selben Maß. Aber es ist wohl richtig, daß die monogame Ehe dem Wesen der Frau näher liegt, und daß es an ihr ist auf dem Weg zu ihrer Eroberung voranzugehen.

**Prostitution** Nur wenn die inneren Wertunterschiede zwischen den sexuellen Beziehungen erkannt werden, ist es möglich die furchtbare "Ergänzung der monogamen Ehe", die Prostitution, wirksam zu bekämpfen. Denn wenn sie auch, wie Auguste Kirchoff in der Neuen Generation betonte, erst mit einer sozialen Umgestaltung an der Wurzel gefaßt werden kann, so hat sie doch auch ihre ethische Seite, und auch von da aus muß immer wieder versucht werden sie zu überwinden. Welche scheußlichen Formen die Prostitution annehmen kann, beleuchtet ein Bericht der englischen Arbeiterinnenzeitung The Labour Woman über ein Bordellunternehmen in Bombay, wo etwa 900 Frauen verschiedener Nationalität hinter Eisenstäben zur Schau gestellt werden. Aber ebenso wichtig wie solche unwürdigen Zustände abzustellen ist es das Bewußtsein wachzuhalten und zu stärken, daß jeder Prostitutionsverkehr den Menschen entwürdigt. Einen sehr lehrreichen Einblick in das seelische Leben der Prostituierten gab eine Untersuchung Ida Rothers Zur Psychologie der Prostituierten in der Zeitschrift für Kinderforschung, in der Erfahrungen aus 20jähriger Fürsorgearbeit an Gefährdeten und Verwahrlosten veröffentlicht werden. 3 Typen werden anschaulich gemacht: die geistig und sozial Minderwertigen, die zu einer geordneten Lebensführung nicht imstande sind und nur durch zwangsmäßige Bewahrung geschützt werden könnten, die Intellektuellen, die aus Drang zu sozialem Aufstieg, dem sich auf anderen Wegen Hindernisse entgegenstellen, in die Prostitution geraten, und die geistig und sittlich Normalen, die durch wirtschaftliche Not der Prostitution zugetrieben werden und durch ausgedehnte fürsorgliche Maßnahmen einem Leben in geordneter Arbeit zugeführt werden könnten. Besonders interessant für das gesamte Problem ist der 2. Typus, der seine Lage völlig übersieht, die gesellschaftliche Verlogenheit, die in der Bewertung der Prostitution und der Prostituierten zum Ausdruck kommt, klar erkennt, und dessen eigene moralische Widerstandskraft offenbar durch diese Erkenntnis gelähmt wird. Eines dieser Mädchen, das auch eine auffallende literarische Urteilsfähigkeit beweist, erzählt von ihrer Lektüre eines Buches: »Ich verstehe nicht, warum uns Mädels von den Schriftstellern, wie in dem Buch über die Prostitution, so viel Schlechtes nachgesagt wird. Und doch kommen die Herren zu uns als Kavaliere.«

**Weibliche  
Polizei**

Aus dem Gedanken der fürsorglichen Bekämpfung der Prostitution im Gegensatz zu der sittenpolizeilichen Regulierung erwuchs die weibliche Polizei. Ihre Entstehung in Deutschland wird sehr gut geschildert in dem Buch *Weibliche Polizei*, das von Josephine Erkens und ihren Mitarbeiterinnen, die in Köln zuerst Polizeidienste ausübten, verfaßt ist /Lübeck, Deutscher Polizeiverlag/. Die weibliche Polizei wurde in Köln unter Mitwirkung der englischen Besatzungsbehörden und englischer Polizistinnen eingeführt, ging infolge von Widerständen verschiedener Art wieder ein und lebte dann in anderen deutschen Städten, vor allem in Frankfurt und Berlin, wieder auf. Während sie sich zuerst an die Wohlfahrtspflege angliederte, wurde sie später in den Organismus der Polizei eingefügt, doch, wenigstens in Preußen, als selbständige Frauenabteilung. In Berlin besteht eine Kriminalinspektion mit 5 Beamtinnen unter weiblicher Leitung. Die Ausbildung ist in Preußen einheitlich geregelt; verlangt werden Examen und mehrjährige Praxis als Wohlfahrtspflegerin und ein 3/4-jähriger Polizeikursus mit abschließendem Examen. Durch einen Erlaß des preußischen Innenministers vom 5. Februar 1926 wurde das Gebiet der weiblichen Polizei zum erstenmal festgelegt. Es erstreckt sich vor allem auf die Gefährdetenpolizei, weiter auf die Vorführung von Kindern und Jugendlichen vor Gericht, Transporte, polizeiliche Ermittlungen, Verhütung des Kinderbettels und Kinderstraßenhandels. Auf der 1. Tagung der Polizeibeamtinnen Preußens in Berlin berieten Teilnehmerinnen aus Frankfurt, Berlin, Essen, Hannover über die einheitliche Ausgestaltung ihres Berufs. In Sachsen ist die weibliche Polizei anders organisiert; sie ist dort an die Schutzpolizei angegliedert und stellt an die Vorbildung geringere Anforderungen. Es gibt jetzt 40 ausgebildete Polizistinnen in Deutschland. In England gab es im Dezember 1926 deren 300.

Diesen Eintritt der Frau in den Polizeidienst bezeichnete Meta Kraus-Fessel in der Neuen Generation als einen Rückschritt, als eine Kapitulation der Frau vor dem Gedanken der Reglementierung. Aus diesem Grund hat sich auch die Frauenbewegung von einer Propagierung der weiblichen Polizei zurückgehalten. Es wird jedoch aus der oben genannten Erkenschen Schrift ganz deutlich, daß gerade die entgegengesetzte Anschauung

die Frauen in den Polizeidienst geführt hat: der Wunsch zu helfen und vorzubeugen. Die ersten Polizistinnen haben ihre Tätigkeit in der Hauptsache an Gefährdeten ausgeübt und ein gelegentliches Eingreifen gegenüber Prostituierten nur als eine unter den noch bestehenden Reglementierungsbestimmungen unvermeidliche Notwendigkeit aufgefaßt und auch hier stets die wohlfahrtspflegerische Absicht erkennen lassen. Aus ihren Berichten geht hervor, daß Takt und Zurückhaltung, soziale und schwesterliche Gesinnung als wichtigste Eigenschaften der Polizeibeamtin betrachtet wurden. Die jetzt amtierenden Kriminalpolizistinnen lehnen eine Beteiligung an der Sittenpolizei ab. Nach der Aufhebung der Reglementierung, die jetzt mit dem Inkrafttreten des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erfolgt, wird die vorbeugende und helfende Tätigkeit der weiblichen Polizei für die Unterstützung der Fürsorgearbeit der Pflegeämter von großer Bedeutung sein können. Die Frauen werden auch vor allem darauf bedacht sein müssen, wie der Bund deutscher Frauenvereine in einer ausführlichen Eingabe an die Ministerien der Länder zu den Ausführungsbestimmungen des Gesetzes hervorhebt, daß nicht einzelne Bestimmungen, besonders der § 4, wonach die Gesundheitsbehörden Personen, die einer Geschlechtskrankheit dringend verdächtig sind, zu regelmäßiger Vorlegung eines Gesundheitszeugnisses anhalten können, doch wieder zu einer einseitigen Kontrolle über die Frau führen.

**Siebzigjährige** Am 5. Juli wurde *Clara Zetkin* 70 Jahre alt. Sie widmete, nachdem ihr Mann, Genosse Ossip Zetkin, ganz früh gestorben war, ihr Leben der Sache des Sozialismus, insbesondere der Gewinnung der Frauen für die sozialistische Sache. Durch ihr Temperament und ihren Schwung wurde sie bald eine der ersten propagandistischen Kräfte der deutschen Sozialdemokratie. Was sie durch unermüdete Agitation in den neunziger Jahren geleistet hat, soll ihr unvergessen bleiben. Eine sehr charakteristische und lebendige Zusammenfassung der Gedanken, für die sie die Jugend begeisterte, gab sie in einem Vortrag, den sie im Jahr 1899 auf Aufforderung der sozialistischen Akademiker, die sich um die Sozialistischen Monatshefte scharten, in Berlin hielt, und der dann auch im Druck unter dem Titel *Der Student und das Weib* erschien /Berlin,

Verlag der Sozialistischen Monatshefte/. Im Revisionismusstreit, der bald darauf in der Partei ausbrach, stellte sich Zetkin auf die Seite der sogenannten Radikalen, wurde leider immer dogmatischer und verbissener. Ein Verhältnis zu der schöpferischen Arbeit des Revisionismus hat sie nie gewonnen. Es war daher ganz natürlich, daß sie nach dem Krieg sich den Bolschewisten anschloß und jetzt eine der Säulen der Kommunistischen Partei ist. Ihr Name lebt aber in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie fort, sie bleibt ihr eine der ersten Führerinnen der politischen Bewegung der deutschen Arbeiterklasse, an deren Erweckung und Schulung sie durch das Jahrzehnte von ihr geleitete Organ Die Gleichheit arbeitete.

Am 22. September wird *Anita Augspurg* 70 Jahre alt. Sie kämpfte in der vordersten Reihe der Frauenbewegung mit Leidenschaft und Hingabe für die Gleichberechtigung und für volles Menschentum der Frau. Jetzt widmet sie sich in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit dem Kampf für die politische Verwirklichung der Ideen, die zu einem neuen Aufbau unserer Zivilisation drängen. Augspurg ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung, zugleich eine Mahnung an die junge Generation, die nicht so viel zu kämpfen hat wie die der Anita Augspurg, die dafür um so mehr leisten soll.

**Kurze Chronik** Der *Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund* hatte im Durchschnitt des Jahres 1926 659 499 weibliche Mitglieder gegen 751 585 im Vorjahr, die Gesamtmitgliederzahl betrug 3 977 309, gegen 4 151 451 im Vorjahr. Die Anzahl der organisierten Frauen ist also verhältnismäßig stärker zurückgegangen als die der Organisierten überhaupt; diese hatte aber ihren tiefsten Stand schon im September 1926 erreicht und bewegte sich seitdem wieder aufwärts. Der Anteil der Frauen beträgt jetzt 16,6, gegen 18,1 im Vorjahr. In den österreichischen Gewerkschaften beträgt er 22,2.  $\diamond$  In Frankreich beschloß am 12. Juli die Kammer mit großer Mehrheit die Regierung aufzufordern vom Senat die beschleunigte Verabschiedung des Gesetzentwurfs zu verlangen, der den Frauen das Stimmrecht für die Gemeindevahlen verleiht. Poincaré erklärte im Senat für den Antrag eintreten zu wollen.  $\diamond$  Die zionistische Arbeiterinnenorganisation hat in *Palästina* bisher 18 Mädchensiedlungen an-

gelegt. Es sind dies Gemeinschaftssiedlungen mit je 25 bis 30 Arbeiterinnen, in denen sich diese in allen landwirtschaftlichen Arbeiten und Fertigkeiten ausbilden. Sie erhalten sich ohne Zuschuß.  $\diamond$  Es mehrt sich die Anzahl der weiblichen *Hochschullehrer*. In Berlin wurde die Privatdozentin für Zoologie Paula Hertwig als erste Frau in Berlin zum außerordentlichen Professor ernannt. Der Lehrstuhl für Geburtshilfe an der Universität Buenos Aires wurde Maria Teresa Ferrari de Gaudino übertragen. Damit fand zum erstenmal eine Frau Eingang in die Medizinische Fakultät einer argentinischen Universität. Ferrari hat ihre medizinische Ausbildung in Paris, Berlin, Köln, Freiburg und Wien erhalten.  $\diamond$  In Norwegen hat Gudrun Tragstad die Prüfung als *Schiffsführerin* mit bestem Erfolg bestanden und damit das Kapitänspatent erworben.

**Literatur** Die Idee der Frauenbewegung in 2 abgewandelten Formen, der politischen und der konfessionellen, will *Hilde Lion* in ihrer Schrift *Zur Soziologie der Frauenbewegung* /Berlin, F. A. Herbig/ untersuchen. Sie beleuchtet in dem 1., größeren Teil der Arbeit die sozialistische Frauenbewegung in ihrer Entstehung, ihren Organisationsformen und ihrer Problematik. Als Ergebnis stellt sie heraus, daß hier aus der sozialistischen Bewegung, die sich anfangs gegen die Frauenarbeit sträubte, eine Bewegung erwuchs, die als Frauenbewegung keine eigene, für die Frauen als Frauen richtunggebende Idee hatte sondern sich ganz dem Kampf ihrer Klasse einfügte, und doch eine lebendige und aktive Bewegung der Frauen, »Vorläuferin politisch-aktiven weiblichen Staatsbürgertums« wurde. In der 2. Hälfte der Arbeit untersucht die Verfasserin die Eigenart der katholischen Frauenbewegung, die von ihrem religiösen Mittelpunkt sowohl eigentümlich belebenden Antrieb, besonders durch das Jungfräulichkeitsideal, wie auch Hemmung, durch die unantastbaren Lehren der Kirche etwa über das Eherecht, überhaupt durch das im Katholizismus so stark gesicherte Prinzip der Autorität erfährt.  $\diamond$  Die Christliche Frau widmete ihr Märzheft ganz dem Gedenken *Hedwig Dransfelds*, der Führerin der katholischen Frauenbewegung, die vor 2 Jahren starb (siehe diese Rundschau, 1926 Seite 250). Es wurden da von Mitarbeiterinnen und Nachfolgerinnen Züge zum Bild ihres Lebens und Wirkens zusammengetragen.



## WISSENSCHAFT

Psychologie / Rudolf Arnheim

Naturvölker-  
psychologie

Die Psychologie der Naturvölker hat von vornherein mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Forscher ist hier auf ein indirektes Material, nämlich auf die Berichte der Reisenden, angewiesen; denn auch wenn er selbst Forschungsreisen unternommen haben sollte, so erfordert die gründliche wissenschaftliche Untersuchung doch ein breites Vergleichsmaterial, das auf der Kenntnis von verschiedensten Völkern fußen muß, und das sich ein einzelner kaum aus der unmittelbaren Anschauung verschaffen kann. Diese Forschungsberichte sind selbst dann mißliche Quellen, wenn sie von Psychologen stammen. Da sie aber zumeist von Missionaren, Ethnologen usw. verfaßt sind, denen wirkliches psychologisches Denken oft recht fern liegt, so ist ihr Wert dadurch noch erheblich geringer. Im übrigen muß gesagt werden, daß auch die beste Kenntnis der bisherigen psychologischen Literatur für eine sachgemäße Erforschung des primitiven Geisteslebens noch keine zureichende Grundlage bietet.

So steht es mit dem Material der Völkerpsychologie ungünstig. Die Schwierigkeit beginnt schon beim rein Sprachlichen. Unzählige Mißverständnisse entstehen dadurch, daß der Europäer die Worte des Naturmenschen falsch auffaßt, weil er sie vom europäischen Denken aus interpretiert. Begriffe wie Seele, Geist, Familie, Ehe, Eigentum bezeichnen für den Primitiven und für den Europäer nur in gröbsten Umrissen die selbe Sache. Wer etwa von dem europäischen Begriff des Eigentums her an die Besitzverhältnisse der Eingeborenen herangeht, wird bestimmt ein verzerrtes Bild erhalten. Die wichtigste Eigenschaft des Forschers ist also die Unvoreingenommenheit, wie an 2 einander entgegengesetzten Beispielen ausgeführt werde.

Besonders deutlich hat sich das auf dem Gebiet des primitiven *Denkens* gezeigt. Über die Dummheit, Verworrenheit, Unfähigkeit zu logischen Operationen, die man immer wieder bei den Naturmenschen konstatierte, ist viel geschrieben worden. Erst allmählich stellt es sich heraus, daß davon in Wirklichkeit gar keine Rede ist. Nur die besondere Art des abstrakten und von unmittelbarer praktischer Notwendigkeit losgelösten Denkens, das für den Europäer die größte Rolle im Geistesleben spielt, ist dem Primitiven verschlossen. Er kennt kein

Denken außerhalb seiner eigensten Interessen. Der Versuch einen Naturmenschen durch logische Darlegungen vom Dasein des christlichen Gottes zu überzeugen mußte ganz notwendig an der Unlust und der Abneigung des Primitiven scheitern; und das liegt nicht etwa an seiner mangelhaften Intelligenz sondern daran, daß ihm solche Denkaufgaben viel zu fern liegen, als daß er die Möglichkeit hätte auf sie einzugehen. Der wichtigste Schritt, den die Naturvölkerpsychologie auf diesem Gebiet zu tun hatte, war demnach der: das Denken nicht als isolierte Funktion sondern im umfassenden Zusammenhang des primitiven Geisteslebens zu betrachten. Es ist sehr bezeichnend, daß *Lucien Lévy-Bruhl* sein 1. Buch *Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures* nennen mußte; obwohl er es lieber schon so überschrieben hätte wie jetzt das 2. Buch heißt: *La mentalité primitive*. Der Begriff *mentalité*, der die Gesamtheit des geistigen Lebens bezeichnet, war vor 12 Jahren noch nicht recht verständlich. Man hatte den Begriff des Denkens, das heißt das Manipulieren mit logischen Denkopoperationen, und andererseits den Begriff Gefühl. Lévy-Bruhl hat aber schon in seinem 1. Buch mit verdienstlicher Klarheit dargelegt, daß das primitive Denken von ganz anderen Ausgangspunkten her betrachtet werden müsse. Es ist nur natürlich, daß er dabei im großen und ganzen die Begriffe der Schulpsychologie verwendete, die ihm als nächstliegendes Ausdrucksmaterial für theoretische Formulierungen zur Verfügung standen. Aber der Leser, der Lévy-Bruhls Schriften etwa vom Standpunkt der modernen Gestalttheorie aus betrachtet, fühlt, daß dieser Forscher solcher Denkweise nahesteht. Sein Bestreben ist durchaus auf das lebendige Erfassen von Ganzheiten gerichtet.

Es ist Lévy-Bruhl bis zu einem erstaunlichen Grad gelungen die Berichte der Forschungsreisenden von den subjektiven Zutaten der Autoren zu reinigen und das unverfälschte Tatsachenmaterial herauszuschälen. Sein 1. Buch (dessen deutsche Ausgabe unter dem Titel *Das Denken der Naturvölker* erschien /Wien, Wilhelm Braumüller/), führt, kurz gesagt, 2 Hauptbegriffe ein: die Kollektivvorstellungen und das Gesetz der Partizipation. Der Terminus Kollektivvorstellungen dient dazu den europäischen Begriff der Sinneswahrnehmung und Vorstellung gegen den entsprechenden bei den Primitiven abzugrenzen. Während wir nämlich unter Wahrnehmung oder

Vorstellung nur verstehen, daß ein sinnlicher Gegenstand aufgefaßt wird, ist dieser Vorgang für den Primitiven offenbar stets in ein viel reicheres Erleben eingebettet. Für ihn hat jede Form eines Gegenstands, jedes Geschehnis eine »mystische« Bedeutung, wie Lévy-Bruhl es ausdrückt. Jeder Sinnesindruck übermittelt ihm den sichtbaren Effekt eines Wirkens unsichtbarer Kräfte, einen Effekt, den das perzipierende Subjekt fürchtet oder begrüßt. Lévy-Bruhl weigert sich dieses Phänomen so zu formulieren, daß mit dem einfachen Sinnesindruck emotionelle und Bedeutungsfaktoren "assoziert" seien, er weiß sehr wohl, daß diese Trennung in den reinen Sinnesindruck und seine Akzidenzien ein europäisches Abstraktionsprodukt ist, aber er findet kein besseres Wort als Kollektivvorstellungen. Der Entwicklung der modernen Psychologie entspreche es vielleicht folgendermaßen zu sagen: Der Primitive kennt keinen reinen Wahrnehmungsvorgang, bei dem der Sektor der Sinnesorgane isoliert von dem sonstigen psychischen Leben des aufnehmenden Subjekts funktioniert, sondern er reagiert auf jede Wahrnehmung als ganzer Mensch. Jede Erscheinung ist ihm ein Wirken von außen, das in bestimmter Beziehung zu ihm steht, das freundlich oder feindlich ist, und auf das er sofort sinngemäß reagiert. Also statt mit Wahrnehmungen haben wir es bei den Primitiven mit Reaktionen zu tun, aus denen sich der reine Wahrnehmungsvorgang auf keine Weise isolieren läßt. Das Gesetz der Partizipation besagt, daß für den Primitiven seltsame Zusammenhänge zwischen den Gegenständen ihrer Umgebung bestehen, daß sie zum Beispiel Identifikationen zwischen verschiedenen Dingen vornehmen, die für den Europäer nicht leicht nachzufühlen sind. So, wenn sich der Primitive mit seinem Totemtier identifiziert und sagt, er sei ein roter Papagei. Oder wenn von einem Porträt gesagt wird, dies sei der Dargestellte. Für uns verstößt diese Anschauung sehr grob gegen den Satz vom Widerspruch, nach dem ein Ding nicht gleichzeitig ein anderes sein kann; wir meinen, ein Mensch könne nicht gleichzeitig er selbst und sein Porträt sein. Aber für den Primitiven ist sogar die Unfruchtbarkeit der Ehefrau von Einfluß auf die Ertragsfähigkeit des Familienackers, und das Betragen des Ehemanns auf die Geburt des Kindes. Diese »mystischen« Beziehungen bezeichnet Lévy-Bruhl als Partizipationen. Er ist sich auch hier wieder voll bewußt,

daß der Ausdruck nicht treffend ist. Das Wort nämlich legt die Meinung nahe, als bestehe zwischen den betreffenden Dingen eine partielle Identität einzelner Merkmale (im Sinn der Schullogik); daß davon keine Rede ist, daß wirkliche Identität gemeint ist, betont Lévy-Bruhl nachdrücklich. Auch hier dürfte die moderne Psychologie gute Dienste tun. Sie würde von einer Wesensidentität sprechen, die ganz unabhängig von der Identität aller Merkmale ist; also etwa: Mir ist das Wesen des Adlers eigen, seine Klugheit, sein Mut, seine Schnelligkeit, also bin ich ein Adler. Demgegenüber bedeutet unser naturwissenschaftlicher Begriff der Identität eine Einschränkung, über deren Berechtigung man für gewisse Fragestellungen zweifellos streiten kann. Wir haben zwar ein Recht die abergläubischen Zusammenhänge, die sich die Eingeborenen etwa zwischen der Unfruchtbarkeit des Ackers und der Ehefrau konstruieren, als falsche Beurteilung der kausalen Verhältnisse aufzufassen, aber das Identifizieren etwa der Mitglieder einer Familie oder eines Clans mit einander beruht nichtsdestoweniger auf einem Identitätsbegriff, der für das produktive Denken mindestens ebenso wichtig ist wie der unsrige; denn die Wesensverwandtschaft, nicht die stückhafte Gleichheit, ergibt die wirklich wichtigen Beziehungen zwischen den Dingen.

In seinem 2. Buch (deutsch: Die geistige Welt der Primitiven /München, F. Bruckmann/) setzt Lévy-Bruhl seine Untersuchungen fort. Er beschäftigt sich diesmal besonders mit dem Kausalbegriff. Allen Forschern ist es aufgefallen, daß der Primitive keinen Zufall kennt. Kein Todesfall, keine Krankheit, keine Mißernte passiert ohne Grund, kein Baum stürzt um, ohne daß dies auf jemandes Geheiß geschähe. Der Primitive glaubt an eine Welt unsichtbarer Geister, von denen alles Geschehen beeinflusst wird. Auch hier hat der Europäer, glaube ich, nicht nur die Möglichkeit staunend und verständnislos ein fremdes Geistesleben zu betrachten, das ohne alle Beziehung zu ihm selber steht, und für das er keine Erklärung hat. Wie kommen die Primitiven zu den Geistern? Woher der Aberglaube? Es soll hier eine Erklärung versucht werden. Wenn ein Mensch krank wird oder stirbt, so konstatiert der Europäer eine Infektion oder eine zerstörende Verwundung oder eine Abnutzung der Lebenskräfte und findet so eine Kausalreihe, die ihm den Tod genügend zu erklären scheint. Der Eingeborene

nimmt hier, wie überall, mehr als das bloße Faktum wahr. Er erlebt, daß etwas Feindliches geschieht, daß einem Menschen Schaden zustößt. Der Vorgang des Sterbens trägt *in sich* den Charakter, als sei er das Werk einer feindlichen Macht, und dieser Charakter ist der primäre Eindruck, den der Eingeborene empfängt. Was kümmert es ihn, wenn der Weiße ihm erklärt, ein giftiges Insekt habe seinen Freund vergiftet? Kann denn ein Insekt Böses wollen? Wer hatte ein Interesse daran den Freund zu vergiften? Und so bewegt sich das Interesse des Primitiven ganz natürlich auf anderen Bahnen. Er sucht nach feindlichen Mächten, weil er feindliche Wirkungen spürt. So erklärt sich zwanglos der Glaube an Geister und Zauberer. Es ist irreführend hier immer von mystischen und okkulten Kräften zu sprechen, wie es auch Lévy-Bruhl tut. Diese Begriffe gelten nur, wenn man vom Maßstab unserer Naturgesetze ausgeht. Für den Primitiven ist es genau so real, wenn der Zauberer des Nachbardorfs eine Mißernte herbeiführt, als wenn ein Stein senkrecht auf die Erde fällt; es ist beides gleich wenig verwunderlich und gleich wenig überirdisch. »Man kann die unsichtbaren Einwirkungen, mit denen die primitive Mentalität ständig beschäftigt ist, kurz in 3 Kategorien einteilen, die übrigens oft durcheinandergelassen sind die Geister der Abgeschiedenen, die Geister im weitesten Sinn des Wortes, die die natürlichen Dinge beleben. Tiere, Pflanzen, unlebende Wesen, und endlich die Hexereien oder Zauberwerke, die aus den Handlungen der Zauberer herkommen.« Es versteht sich von selbst, daß den Toten, die man ja nur fortgegangen glaubt, die nach dem Tod ihre soziale Stellung und ihr irdisches Besitztum behalten und im Land des Traums leibhaftig wieder auftreten, ein großer Teil der Geschehnisse zugeschrieben wird, deren Ursache der Lebendige nicht sieht. Auch hier liegt kein ungesunder, verstiegener Aberglaube sondern eine für ein primitives Stadium der Erkenntnis sehr natürliche Anschauung zugrunde. Die Wiederkunft der Toten hat ihren gespenstischen Charakter wohl nur für Menschen, die etwas vom physiologischen Mechanismus des Sterbens wissen. Die Reaktion des Primitiven auf Unglücksfälle und sonstige Geschehnisse ist ganz konsequent. Ist ihm jemand erkrankt, so sucht er mit allen Mitteln die erzürnte Macht zu versöhnen und den Zauber zu vernichten; ist er aber zu der Überzeugung gekommen, daß der

Betreffende dem Tod verfallen ist, so gilt es als gefährlich hindernd einzuwirken. Darum besteht bei gewissen Primitiven die Sitte einen Ertrinkenden, der sich zu retten sucht, ins Wasser zurückzustoßen, weil es ja doch keinen Zweck hätte dem Schicksal zu entfliehen und weil vielleicht großes Unheil über die ganze Gemeinschaft käme, wenn der Wille der geheimen Macht nicht erfüllt würde. Die europäischen Ärzte haben oft mit Entrüstung konstatiert, daß die Eingebornen nach langwierigen Behandlungen keine Dankbarkeit zeigen sondern sogar sehr nachdrücklich Belohnungen verlangen. Der Eingeborene glaubt nämlich, daß der Weiße die magische Kraft hat Unheil abzuwenden, aber die Behandlung sieht er durchaus nicht im Zusammenhang mit der Heilung sondern als eine Beanspruchung, für die er eigentlich zu entlohnen ist. Lévy-Bruhl steht auf dem Standpunkt, daß das primitive Geistesleben vor dem der modernen Kulturvölker prinzipiell verschieden sei, und diese Meinung hat ihren Wert, wenn gegen die Methode zu kämpfen ist, die mit den Maßstäben Europas an das Seelenleben der Naturvölker herangeht. In der Folge jedoch wird es nötig sein darauf hinzuweisen, daß diese Unterschiede nicht so grundsätzlicher Natur sind. Auch wir kennen Partizipationen, wenn wir zum Beispiel zögern die Photographie eines lieben Freundes mit Nadeln zu durchstechen, obwohl wir doch bloß ein Stück belichteten Papier in den Fingern haben. Auch wir kennen "Kollektivvorstellungen", etwa wenn wir ein Gewitter erleben, oder wenn wir das Gesicht eines wütenden Menschen sehen; auch hier ist über die bloße Wahrnehmung hinaus ein sehr starkes emotionales Erleben vorhanden, und die Reaktion auf eine "feindliche Kraft" macht sich bei uns, in abgeschwächtem Maß, noch ebenso bemerkbar wie bei den Primitiven. Es ist die große Aufgabe der Naturvölkerpsychologie diese Beziehungen aufzuhellen und damit einen weitem Schritt von der Untersuchung einzelner psychischer Fakta zu einer universellen Lehre von der Seele zu tun. Zweifellos kann gerade die Naturvölkerpsychologie wichtiges Material zu den allgemeinen Problemen der Psychologie beisteuern. Wie man auf dem Gebiet der Völkerpsychologie in die Irre gehen kann, wenn man europäische Vorstellungen als selbstverständlich geltend mitschleppt, zeigt das Buch *Eckart von Sydows* Primitive Kunst und Psychoanalyse /Wien,

Internationaler Psychoanalytischer Verlag/. Der Verfasser beteiligt sich hier leider auch an den Verzerrungen der psychoanalytischen Theorien, die der wichtigen Grundlehre Freuds die Sympathie vieler Menschen entzogen haben. Diese Haltung ist heute für einen bestimmten Kreis von Forschern typisch, so daß es nicht möglich ist sie zu ignorieren. Sydow konstatiert, daß sich auf den Gebieten der Architektur, der Plastik und der Flächendarstellung gewisse Grundeigenschaften bei allen Völkern wiederfinden. Bei der Architektur Bevorzugung runder oder viereckiger Grundrisse, Geschlossenheit des Raums, Einräumigkeit, Übergewicht des Daches. Bei der Plastik Blockeinheit, Übergewicht des Kopfes, Tendenz zur Einförmigkeit. Bei der Flächenkunst einheitliche Flächenschicht, keine Perspektive, Bevorzugung der Einzelfigur, Vorliebe für die Darstellung des menschlichen Körpers. Sydow meint, diese »merkwürdige Beharrlichkeit« müsse ihren Grund darin haben, daß sie »sehr stark und in einer tiefen Schicht der naturvölkischen Mentalität verankert« sei. Dem Zweck schiebt er nur eine sehr geringe formbildende Wirkung zu, als ausschlaggebenden Faktor nennt er vielmehr die Sexualität. Nun hat sich heute gewiß die Erkenntnis durchgesetzt, welche wichtige Rolle die Sexualität im Leben des Menschen, besonders des primitiven Menschen spielt. Und es wäre auch seltsam, wenn dieses Faktum nicht seinen Niederschlag in der Kunst finden sollte. Nichtsdestoweniger ist es grundverkehrt aller Kunstübung als wichtigstes formbildendes Prinzip die Sexualität zugrunde zu legen. Sydow glaubt, daß die geschlossene Hohlform der Eingeborenenhütte eine symbolische Darstellung des Uterus sei. Die primitivsten plastischen Arbeiten, die überall verbreiteten geschnitzten Pfähle, leitet er aus der Form des Phallus ab, und in der Flächendarstellung findet er eine Beziehung zur menschlichen Haut, die ja nach Freud eine erogene Zone ist. Entsprechend der Theorie, daß sich die Triebregungen zunächst ganz unverhüllt manifestieren und erst im Lauf der Kulturentwicklung durch Verdrängungs- und Sublimierungsprozesse ihre unmittelbare Wirkung verlieren, zeigt Sydow, wie bei der primitiven Kunst die einfachen Grundformen, die ausgeprägte Hohlform, der unverzierte Pfahl, die ungestörte Fläche am Anfang stehen und nach und nach komplizierteren Formen Platz machen, die den sexuellen

Ursprung nicht mehr so klar zeigen. Und weiter demonstriert er, wie die einzelnen Zweige der Kunstübung den einzelnen Formen der menschlichen Sexualität entsprechen: »Wir hatten nun gesehen, daß sich in der Malerei die Haut, in der Plastik der Phallus, in der Baukunst der Mutterleib symbolisch ausdrückt und projiziert. Da nach der früher ausführlich angeführten Abhandlung Sadgers die Haut im frühesten autoerotischen Stadium eine Rolle als erogene Zone spielt, so würde die Malerei also die verhältnismäßig früheste Stufe der Künste bedeuten. Die Architektur zeigte sich im Mutterleibsgedanken gegründet. Dieser erotische Gedanke ist aber nur innerhalb der Sphäre der Objektwahl denkbar. Also gehört die Baukunst zur verhältnismäßig spätesten Stufe. Zwischen beiden Künsten steht die Plastik. Verbunden mit dem Phallus, hat sie innere Beziehungen zum Autoerotismus und ebenso zur Objektwahl. So müssen wir wohl die Plastik dem Narzißmus zurechnen. Sie wäre demnach in der Spanne "zwischen" Malerei und Baukunst entstanden.« Sydow übersieht, daß die angeführten Formeigenschaften in der Architektur, Plastik und Malerei, über deren Konstanz bei den verschiedenen Kulturen er sich so wundert, sehr einfach aus den Eigenschaften des verwendeten Materials abzuleiten sind, das ja natürlich im groben überall das selbe ist. Gibt es wirklich zu Verwunderung Anlaß, daß man für den Grundriß einer Hütte eine einfache geometrische Form benutzt, oder daß der Baumstamm, der noch dazu eine elementare stereometrische Raumform, ein Zylinder, ist, den frühesten plastischen Versuchen zugrunde liegt? Es verstößt gegen die Gesetze der Denkökonomie eine sehr hypothetische Erklärung anzusetzen, wo eine viel einfachere andere bereits alles liefert. Wenn sich ein Kind aus eigenem Antrieb aus einem Klumpen Plastilin eine Kugel oder eine Walze formt, so widerlegt dieser natürliche Vorgang alle psychoanalytischen Ausdeutungen der angeführten Art. Aus der oben schon erwähnten Tatsache, daß für den Primitiven ein Porträt den Dargestellten selber bedeutet, folgert Sydow, daß der Primitive einen bewußten »Willen zu porträthafter Ähnlichkeit« haben müsse, obwohl doch bei jedem Kind zu beobachten ist, daß es in seinen kärglichen Strichzeichnungen den Dargestellten vollkommen verkörpert sieht. Diese Hypostasierung einer naturalistischen Haltung ist ein typi-

sches Beispiel von Übertragung europäischen Geisteslebens auf den Primitiven. Die Verwendung elementarer Formen (Kugel, Quader, Zylinder) wird als eine »Abstraktion« bezeichnet, obwohl von einer Abstraktion wieder nur die Rede sein kann, wenn man an die naturalistische Haltung europäischer Kunst denkt. Es wird davon gesprochen, daß die plastischen Darstellungen eine »gestraffte und aufrechte« Haltung zeigen, und daß die runden Augäpfel mit »ungeheurer Wucht nach vorn starren«, obwohl dieses Konstatieren eines mimischen Ausdrucks sicher eine Zutat des europäischen Beschauers ist, und die angeführten Eigenschaften sich zwanglos aus rein formalen Gründen herleiten lassen. Tatsachen, die gegen die Theorien sprechen, wie die, daß auf dem Gebiet der Flächendarstellung für seine sexuelle Symbolik nicht viel zu holen ist, werden entweder als unerheblich übergangen oder auf hergeholte Weise dennoch passend gemacht.

Es handelt sich hier um unhaltbare Konstruktionen. Man kommt auf Abwege, wenn man an das Geistesleben der Naturvölker mit einer vorgefaßten Lehrmeinung herantritt. Es wäre zu wünschen, daß mehr Männer von der Art Lévy-Bruhls auf dem Gebiet der Naturvölkerpsychologie arbeiteten. Gestalttheoretisch orientierte Forscher besonders sollten hier eingreifen. Die kleine Spezialabhandlung *Max Wertheimers* Das Denken der Naturvölker, Zahlen und Zahlengebilde, 3 Abhandlungen zur Gestalttheorie /Erlangen, Verlag der Philosophischen Akademie/ zeigt, welche fruchtbare Arbeit hier zu erwarten und zu leisten wäre.

**Kurze Chronik** In Konnersreuth wurde ein Phänomen beobachtet, das in der Schulsprache der Psychiatrie als Fall *religiöser Hysterie* bezeichnet wird. Ein junges Mädchen zeigt die Wundmale Christi als Stigmata an Händen, Füßen und Brust. An jedem Freitag, dem Todestag Christi, verfällt sie in einen Trancezustand, in dem sie die Kreuzigungsszene visionär miterlebt, und während dessen die Wunden zu bluten anfangen. Sie soll ganz plötzlich von Lähmung, Blindheit und Blinddarmentzündung durch eine höhere Macht geheilt worden sein und selber Kranke, die zu ihr pilgerten, durch ihr Gebet geheilt haben. ◊ Die beiden Hauptthematika des *Kongresses für Ästhetik*, der im Juni in Halle tagte, waren der Rhythmus und

das Symbol. Von den Vorträgen ist der des Rostocker Experimentalpsychologen David Katz über Vibrationssinn und Rhythmus hervorzuheben. Von Interesse waren auch die Referate über Rhythmus und Vortragskunst, Rhythmus in der Musik, Rhythmus im Tanz. Die Verhandlungen des Kongresses schlossen, in einem Vortrag Emil Utitz' über den neuen Realismus, mit einem Bekenntnis zu unserer Zeit und ihren Aufgaben. ◊ Der Internationale Psychoanalytische Verlag in Wien gibt einen Almanach heraus, der den gegenwärtigen Stand der *Psychoanalyse* kennzeichnet: in Beiträgen von Sigmund Freud, Theodor Reik, Karl Abraham, Eugen Bleuler, Alfred Döblin, Eckart von Sydow, Oskar Pfister, Otto Binswanger, Gustav Wyneken und anderen. ◊ Der Ordinarius der Philosophie und Psychologie an der Universität Dorpat *Walther Schmidt-Kowarzi* folgt einem Ruf an die Pädagogische Akademie in Frankfurt.

**Literatur** Als 5. Band der Philosophischen Handbibliothek /München, Josef Kösel & Friedrich Pustet/ erscheint *Johannes Lindworskys* Experimentelle Psychologie in 4., mehrfach veränderter Auflage. Das 275 Seiten starke Werk enthält eine geschichtliche und historische Einleitung und behandelt die Empfindungen, Vorstellungen, Denkleistungen, Gefühle und Willensleistungen. Weiter werden die höheren psychischen Leistungen für den einzelnen und für den von der Gemeinschaft beeinflussten Menschen behandelt. Das Schlußkapitel berichtet über Ausnahmezustände der Seele (Schlaf, Traum, Hypnose). ◊ Von *Oskar Kohnstamm* erschien ein 660 Seiten starker Band Erscheinungsformen der Seele /München, Ernst Reinhardt/. Im wesentlichen sind die folgenden Themen behandelt: Hypnotische Erscheinungen und Hypnotherapie, System der Neurosen vom psychobiologischen Standpunkt, Schizothymie, Intelligenz und Anpassung, Ausdrucksbewegungen und Ausdruck im Kunstwerk, Unterbewußtsein. ◊ Als Veröffentlichung des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstituts erscheint eine Schriftenfolge *Religionspsychologie* /Wien, Wilhelm Braumüller/. Ihr Herausgeber ist Karl Beth. Von den einzelnen Arbeiten wird jeweilig in bestimmtem Zusammenhang die Rede sein. ◊ Ein Verzeichnis sämtlicher Schriften *Wilhelm Wundts* gibt *Eleonore Wundt* /München, C. H. Beck/.

Geschichte / Walther Koch

**Georgkreis** Am 28. August dieses Jahres wurde zum erstenmal der Goethepreis der Stadt Frankfurt in feierlicher Weise vergeben: an Stefan George. Er ist der Dichter und Führer unserer Tage. Aber auch auf dem Gebiet der Geschichte hat wohl kaum eine zweite Persönlichkeit der Gegenwart so starke Wirkungen ausgelöst wie George. Schon vor dem Krieg erschienen in den Jahren 1910 bis 1912 aus dem Kreis um Stefan George heraus die Jahrbücher für die geistige Bewegung, die kulturkritisch und wegweisend im Sinn Nietzsches besonders auch geschichtliche Probleme in originaler Weise behandelten. Was sonst so selten in unserer Zeit geworden ist: hier ist ein geschlossener Kreis von geistig lebendigen Menschen, die den ganzen Umkreis der Welt von ihrem gemeinsamen Zentrum aus zu durchschreiten und zu erhellen suchen.

Einige starke Leistungen der Geschichtsschreibung sind inzwischen aus diesem Kreis gekommen. So vor allem muß der Name *Friedrich Gundolfs*, des Heidelberger Literarhistorikers, genannt werden, der in allen seinen Werken die Georgische Haltung und Schau verkörpert. Wir kennen ihn als den Schöpfer jenes monumentalen Goethewerks /Berlin, Georg Bondi/, das zum erstenmal wieder die Gestalt Goethes, seines Genius, seiner Sendung aus seinem Werk heraus gebildet hat. Dieses Buch hat unglaublich anregend und befruchtend auf die heutige Literaturgeschichte eingewirkt. Die biographische Behandlungsweise der Goethephilologen ist dadurch ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Ferner ist da sein entwicklungsgeschichtliches Werk *Shakespeare* und der deutsche Geist /Berlin, Georg Bondi/ zu nennen, das die großen Zusammenhänge des Werdegangs unserer deutschen Nationalkultur mit dem großen britischen Genius aufdeckt. Auch seine vorbildlichen Shakespeareübersetzungen dürfen hier nicht vergessen werden. All dies ist in den Sozialistischen Monatsheften ausführlich schon vor Jahren gewürdigt worden. Nun überraschte uns Gundolf in den letzten Jahren mit 2 Büchern, die aus seiner bisherigen literargeschichtlichen Welt herauszufallen scheinen, im Grunde aber ebenso stark geistesgeschichtliche Dokumente unseres europäischen Werdegangs sind wie es seine Shakespearebücher waren. Diese neuen Forschungen und Darstellungen

gelten dem Fortleben Caesars, also gleichsam des überhistorischen lebendigen Caesars, wie er sich in der Geschichte Europas durch die Jahrhunderte hindurch als Geistesmacht von zwingender Gewalt erwiesen hat. Caesar: Geschichte seines Ruhmes hieß das eigentliche Werk, das 1925 bereits in 2. Auflage erscheinen konnte /Berlin, Georg Bondi/. Dieser, eine Fülle von Einzelwissen zu großen Zusammenhängen und mosaikartigen Bildern zusammenfügenden Darstellung folgte eine Ergänzung: Caesar im 19. Jahrhundert /Berlin, Georg Bondi/, die in einzigartiger Weise die geistige Schicksalswendung des 19. Jahrhunderts an der Behandlung dieses einen Themas aufweist. »Caesar bleibt auch im 19. Jahrhundert ein gültiges Maß, ein zentrales Gleichnis des europäischen Wertewandels, wenn er ihn auch nicht mehr mitererschafft wie in den Zeiten des Kaisertums, der Kirche und der Klassik bis zu Napoléon.« So will Gundolf in diesem Buch »die Mär eines sinnbildlichen Helden in einem bestimmten Zeitalter« schreiben. Wir haben in ihm also ein gutes Beispiel der symbolischen Behandlungsweise geschichtlicher Gestalten, wie sie im Georgkreis mehrfach noch zur Geltung kommt.

So hat auch *Ernst Bertram* in seinem Nietzschebuch /Berlin, Georg Bondi/ den »Versuch einer Mythologie« unternommen. Auch hier wird sein Held nicht in seinem Lebensverlauf oder in seinen empirischen Werken sondern in seiner überzeitlichen mythenhaften Bedeutung dargestellt. Auch *Berthold Vallentins* bedeutendes, in dieser Rundschau (1926 Seite 568) gewürdigtes Werk *Napoléon* /Berlin, Georg Bondi/ (dem der Verfasser leider ein weit weniger richtiges, in manchem Wesentlichen irrendes und abirrendes Buch über Napoléon und die Deutschen im gleichen Verlag folgen ließ) hat so wenigstens eine Vorarbeit zu dem Mythos Napoléon geben wollen. In der Kunstgeschichte ist aus diesem Kreis heraus Raiffel von *Wilhelm Stein* geschrieben worden. Kürzlich erschien ein Kaiser Friedrich II von *Ernst Kantorowicz* /Berlin, Georg Bondi/, ein Buch, das wieder eine der großen schicksalshaften Gestalten der europäischen Entwicklung vor uns hinstellt. Der europäische Horizont im besten Sinn des Worts ist es auch, der Gundolfs Caesarsbuch, das Hauptwerk wie das Nachspiel, auszeichnet. Nur aus dem Austausch germanischen und romanischen Geistes, nur aus

der Verehrung gerade der großen Formenwelt romanischer Kultur ist Stefan Georges, des deutschen Dichters, Werk zu verstehen. Dabei gehen die eigentümlichen Werte deutschen Geisteslebens hier nicht in einer unbestimmten Vermengung deutscher und französischer Eigenart unter, sondern aus der Kraft auch der Gegensätze heraus wird die große Synthese geboren. Auch im Caesar wird die Parallelität und gegenseitige Ergänzung deutscher und französischer Kultur und das eigenartige Hineinspielen der angelsächsischen Welt in die kontinentale geistige Entwicklung deutlich. Man lese etwa nach, wie die Romantik in Frankreich wie in Deutschland ihre eigenartige Ausprägung gefunden hat, und wie aus dieser romantischen Welt heraus das Bild Caesars neu geformt wurde. Ein ganzes Stück Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, sowohl Deutschlands wie Frankreichs, Englands und Italiens steckt in diesem Caesarbüchlein. Wir hören von Michelet, Thierry, Ampère, Quinet, Dumas dem Ältern in Frankreich, von Merivale und Macaulay in England, von Niebuhr und Drumann in Deutschland als den Vorläufern Theodor Mommsens, des »deutschen Erben Hegels, Niebuhrs und der Revolution, Genies, Forschers, Demokraten«. Gundolf betrachtet zunächst das demokratisch-humanitäre Caesarschrifttum vor Mommsen und die wichtigsten Zeugen des romantisch-individualistischen Caesarenkults. Den französischen Schriftstellern ist Caesar der Mann der Menschheit, den englischen der soziale Reformator. Caesar ist zu meist von Merivale als der verantwortliche demokratische Staatsmann und soziale Gesetzgeber gezeichnet worden. Mommsen hat dann dieses demokratische Caesarsbild wirksam werden lassen. Begründer der geistesgeschichtlichen Bedeutung Caesars für unsere weltgeschichtliche Gesamtaufassung ist Hegels Philosophie der Geschichte geworden. Hegel faßte Caesar als großen Mann und damit als eine Verkörperung des Weltgeistes auf. Gerade Caesar dient Hegel als Beispiel für die welt-historische Rolle, die in der Entwicklung der Weltvernunft die großen Menschen zu spielen haben. Caesars Bedeutung war, daß er die römische Universalmonarchie und damit die Grundlage für die gesamte neuere europäische Kultur geschaffen hat. Ein anderer großer Geschichtsdenker, Johann Jakob Bachofen, hat dann Caesars Bedeutung ähnlich im endgültigen Sieg westlicher Gei-

stigkeit über östliche Naturhaftigkeit gesehen. Wenn auch Hegels Metaphysik von dem Realismus der Geschichtsforschung der nächsten Generation abgelehnt wurde, stehen doch alle bedeutenden Forscher der Mitte des 19. Jahrhunderts, wenn auch oft im Gefühl des Gegensatzes, unter seinem Bann. Die großen Geschichtsschreiber Ranke, Jakob Burckhardt und vor allem Mommsen haben die Hegelsche entwickelungsgeschichtliche Einordnung Caesars nur befestigt. Vor allem muß man Gundolfs Beleuchtung von Mommsens Römischer Geschichte nachlesen, die ganz wundervoll die Eigenart dieses Kämpfers für Wahrheit und Recht herausstellt. Für Mommsen war Caesar in seinem Werk die Verwirklichung des demokratischen Kaisertums, um dessen Erringung er mit seiner ganzen Generation gerungen hat. »Caesar war selbst für Mommsen zugleich die Erfüllung des Wunschbildes, der vollendete Staatsmann, wie er ihn auch seinem Zeitalter ersehnte, und der Inbegriff der antiken Bildungskräfte, die kein Historiker vorher so genau erforscht hatte.« So hat Mommsen das Bild Caesars bis auf unsere Tage bestimmt. Gundolf zeigt uns noch, wie Richard Wagner und Friedrich Nietzsche die antike Welt und in ihr besonders Caesar geschaut haben. Wagner schon suchte den neuen Mythos, Nietzsche sah in Caesar etwas von dem Übermenschen verkörpert. Gundolf selbst hat seine Caesarsbücher mit dem Blick auf eine neue große staatlichgeistige Synthese Europas geschrieben, wie sie ihm in Caesar vorhanden war. Gundolfs Caesar ist nicht ein beliebiges Werk irgendeines Historikers sondern selbst ein Symbol einer bestimmten Geisteshaltung und Geschichtsschau. Als solches sollte es hier näher gewürdigt werden. Es ist anzunehmen, daß aus dem Kreis um Stefan George noch manches wesentliche historische Werk kommen wird. Man muß darauf achten.

**Weltgeschichte** Die verschiedensten Typen weltgeschichtlicher Darstellung stehen heute neben einander. Auf der einen Seite hat Rankes Weltgeschichte, die den Staat in den Mittelpunkt des Geschehens stellt und sich wesentlich auf den abendländischen Kulturkreis beschränkt, nachgewirkt, auf der andern hat die Erweiterung des geographischen Horizonts zu einer weitem Ausbildung der Geschichte der Menschheit mit besonderer Betonung der geistigen und sozialen Kultur geführt. Zur

ersten Gattung der Geschichtsschreiber gehört Delbrück. Anders Wells, der im Sinn der kosmopolitischen Tendenzen der Aufklärung verfährt. Doch tragen beider Werke deutlich die Spuren der neuen sozialen und wissenschaftlichen Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Hier wie da sind nämlich wirtschaftliche Zustände stärker berücksichtigt als das bei Arbeiten aus früherer Zeit im allgemeinen der Fall war. Die Stärke *Hans Delbrücks* ist die Aufdeckung innerer Verbindungen zwischen Kriegskunst und Heeresverfassung aus sozialwirtschaftlichen Voraussetzungen. Das zeigte sich schon in den, in dieser Rundschau (1925 Seite 309, 424 und folgende) besprochenen ersten beiden Bänden seiner Weltgeschichte /Berlin, Otto Stollberg & Co./ So gehören auch in ihrem 3. Band, der die Neuzeit bis zum Tod Friedrichs II behandelt, gerade die Erörterungen über die Kriegsverfassungen einzelner Staaten und Zeiten zu dem Interessantesten der neuern Geschichtsforschung überhaupt. So, wenn Delbrück die Umwandlung des alten feudalen Ritteraufgebots in ein normales Soldheer auf Grund der Ablösung der Naturalwirtschaft durch die neue Geldwirtschaft klarlegt. Man lese etwa nach, was über die neue französische Kriegsverfassung des 15. Jahrhunderts geschrieben ist, die durch die Errichtung von sogenannten Ordonnanzkompanien, einem Keim eines stehenden Heeres, charakterisiert ist. Oder man beachte die Gegenüberstellung des mittelalterlichen aristokratischen Ritter- und Schützenheers Karls von Burgund und des neuen schweizerischen demokratischen Fußheers, wie nach Delbrück schon 2000 Jahre vorher Perser und Griechen einander gegenübertraten. Nicht der Erfindung der Feuerwaffen sondern dem neuen Fußvölk mit der blanken Waffe fällt das feudale Ritteraufgebot zum Opfer. So widerlegt Delbrück immer wieder traditionelle falsche Vorstellungen von der Heeres- und Kriegsentwicklung und verrät gerade in der Kriegsgeschichte den hervorragenden Sachkenner. Kriegsgeschichtlich von Bedeutung ist noch das, was über den Ursprung der Landsknechte gesagt wird, die zunächst eine Art Polizeitruppe waren, was auch schon der Name bedeutet. Delbrücks Forschungen über die Zusammenhänge der Kriegsverfassung mit dem gesamtpolitischen und wirtschaftlichen Leben sind deswegen hier wesentlich, weil für ihn die Kriegsverfassung das Element ist, durch das wirtschaftlich-soziale Faktoren auf das politische

und geistige Geschehen einwirken. Er untersucht die weitverbreitete Auffassung, daß der Bauernkrieg als Gegenbewegung gegen den aufkommenden Kapitalismus zu betrachten sei, und weiterhin die Frage, »ob etwa die Entdeckung der Wege zu anderen Weltteilen oder die neuen Erfindungen, die Feuerwaffen und der Buchdruck, die Abwandlung herbeigeführt haben, die wir den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit nennen«. Delbrück bestreitet diese Auffassungen durchaus. Er sucht vielmehr die Bauernunruhen mit der Abwandlung der Kriegsverfassung zu erklären, wie er das bereits bei dem Niedergang des Römischen Reichs getan hat. In der Kriegsverfassung glaubt Delbrück einen indirekten Zusammenhang zwischen der aufkommenden Weltwirtschaft und der bäuerlichen Bewegung feststellen zu können, indem die Abwandlung der Wirtschaft zu der Abwandlung in der Kriegsverfassung führte. Wertvoll ist auch der Vergleich, den Delbrück zwischen Bauernunruhen des 14. bis 16. Jahrhunderts und der Arbeiterbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts zieht. Während der Bauernkrieg ein Ständekampf war, führt die moderne Arbeiterbewegung einer Klassenkampf. Entsprechend seinem politischen Weitblick schätzt Delbrück auch in seiner Weltgeschichte die deutsche Arbeiterbewegung nach ihrer Umstellung vom Utopismus zur praktischen Mitarbeit am Staat durchaus als positiven Wert ein, sehr im Unterschied zu so manchem andern, kurzsichtigeren nationalistischen Historiker unserer Zeit. Dieses politische Verständnis ist um so bemerkenswerter, als ja Delbrück eine spezifisch ökonomische Gesichtsauffassung ablehnt, höchstens gewisse ökonomische Bedingungen der Kriegsauffassung zugibt. An solchen ökonomischen Momenten der Kriegsgeschichte sei noch die Einführung einer hochentwickelten Exerzierkunst in den Niederlanden erwähnt, die nur durch regelmäßige Soldzahlung, also nur bei einer gut funktionierenden Finanzverwaltung, möglich war. Bekannt sind ja die Wechselwirkungen zwischen Militär- und Steuerwesen im Preußen des 18. Jahrhunderts. Auch die Strategie hat wirtschaftliche Voraussetzungen und Folgen. So war das vorsichtig manövrierende Heer des 18. Jahrhunderts an seine Magazine gebunden, während sich das Heer des Dreißigjährigen Krieges noch aus dem Land verpflegte, das es gerade durchzog. Friedrich II hat noch durchaus diese behutsame alte Strategie des Manövrierens beibehalten. Del-



brück geht auf die kriegsgeschichtlich wichtige Kontroverse nach der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der friderizianischen und der Napoléonischen Kriegführung näher ein und kommt hier zu einer Gegenüberstellung Friedrichs und Napoléons in ihrer polaren Gegensätzlichkeit, die diesen Band abschließt. Delbrück gehört zu den Historikern, die schon lange vor dem Krieg der borussischen Geschichtsauffassung mit aller Entschiedenheit entgegengetreten sind. Er widmet der brandenburgisch-preußischen Geschichtsschreibung anlässlich der ersten Hohenzollern einen besondern Exkurs. Während Droysen und Duncker als kleindeutsche Politiker der Paulskirche den deutschen Beruf Preußens auch in der Geschichte nachzuweisen suchen, hat die spätere preußische Geschichtsforschung, die zum Teil aus Droysens Schule hervorging, gerade diese Legende zerstört. Besonders ist hier auch der Göttinger Historiker Max Lehmann zu nennen, der auch in der Frage des Ursprungs des Siebenjährigen Kriegs eine ketzerische Auffassung vertrat, die auch von Delbrück geteilt und gestützt wird. Während es früher als unverletzliches Dogma galt, daß der Siebenjährige Krieg nur ein Präventivkrieg gewesen sei, mit dem Friedrich dem ihn bedrohenden Überfall zuvorkommen wollte, behauptete Max Lehmann die Offensivabsicht auch Friedrichs und erregte damit in der Zunft deutscher Historiker einen Sturm patriotischer Entrüstung. Delbrück geht noch einen Schritt weiter und erklärt den Siebenjährigen Krieg für einen reinen Eroberungskrieg. Sachsen stand Preußen im Weg und sollte daher annektiert werden. Damit ist die Rankesche Auffassung von dem Ursprung des Siebenjährigen Krieges durch neue Forschungen völlig durchbrochen.

Wie man nun zu den Einzelfragen auch stehen mag, auf jeden Fall bleibt der Eindruck, daß man es hier mit einem selbständigen Forscher und mutigen Kämpfer zu tun hat. Daher verdient auch diese sonst durchaus in Rankeschen Bahnen gehende Weltgeschichte besondere Beachtung.

Delbrücks Werk gegenüber ist *Herbert George Wells'* Geschichte unserer Welt /Berlin, Paul Zsolnay/ kein eigentlich wissenschaftliches Buch, vielmehr ein schriftstellerisch zu wertendes Gesamtbild des Entwicklungsverlaufs der Menschheit. Auf wenig mehr als 400 kleinen Seiten wird versucht die ganze Erd- und Menschheitsentwicklung zu geben. Wegen seiner menschlich freieren

Auffassung, die einem verengenden und schädlichen Nationalismus entgegenwirkt, konnte Wells hier in der Rundschau Geistige Bewegung (1925 Seite 109) unserer Schulgeschichtsschreibung empfohlen werden. Um so mehr muß man hier, wo es sich um wissenschaftliches Erkennen und Vertiefen handelt, seine Begrenzung sehen. Eine bestimmte positivistisch-naturalistische Tendenz durchzieht das ganze Buch. In der Hervorhebung praktischer Erfindungen und der Errungenschaften moderner Naturbeherrschung zeigt sich der neuzeitliche Engländer. Das Buch schließt mit einer Apotheose der Gegenwart und Zukunft, eine Frucht der gesamten fortschrittlich-individualistischen angelsächsischen Blickweise. Nach einem solchen Krieg mit seinen furchtbaren wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Folgen klingt es doch etwas sonderbar, wenn Wells am Schluß ausruft: »Können wir bezweifeln, daß unsere Nachkommen unsere kühnsten Phantasieen überflügeln, daß sie Einigkeit und Frieden schaffen, daß sie, die Kinder unseres Bluts, in einer Welt leben werden, die prächtiger und lieblicher sein wird als irgendein Palast oder Garten, den wir kennen? . . . Was der Mensch bisher vollbracht hat, die geringen Errungenschaften seines jetzigen Zustands und all die Geschehnisse, von denen wir berichtet haben, bilden nur das Vorspiel zu dem, was ihm zu vollbringen noch übrigbleibt.« Dieser Optimismus in der Manier des 19. Jahrhunderts ist englisches Erbgut. Zum Marxismus und zur sozialistischen Arbeiterbewegung nimmt Wells die althergebrachte liberal-bourgeoise Haltung ein, ohne tieferes Verständnis für das werdende Neue fühlt er Besitzrechte des einzelnen bedroht. Der russische Bolschewismus scheint auch diesem doch sonst so klugen Engländer eine Verkörperung des Marxismus. Wells findet wegen seiner fortschrittlichen Aufklärungstendenzen auch in sozialistischen Kreisen stärkere Beachtung: schließlich auch nur ein Zeichen dafür, wie stark noch die liberalen Kräfte im Sozialismus nachwirken, die innerlich zu überwinden ein Gebot schöpferischer Notwendigkeit ist.

Die von Max Kemmerich herausgegebene Sammlung *Menschen, Völker, Zeiten* /Wien, Karl König/, die eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen sein will, widmete einen Band ihrer Renaissance-literatur Pietro Aretino. Alfred Semerau hat uns darin ein Bild aus der Renaissance gegeben, das Jakob Burckhardts Darstellung der Kultur der Re-

naissance ergänzt. Sonst finden sich in dieser Sammlung behandelt Homer und seine Zeit, Freiherr vom Stein, Machiavelli, Robespierre, Lincoln, Paracelsus, Friedrich der Große, Leibniz, Julius Caesar, Torquemada, Rembrandt. Besonders die beiden ersten Bände; das Buch Thassilo von Scheffers über Homer und seine Zeit sowie Ricarda Huchs Freiherr vom Stein, sind ganz vorzügliche Darstellungen; die anderen Bände fallen dagegen doch etwas ab.

**Kurze Chronik** Im April wurde in Belgrad ein *Byzantologenkongreß* veranstaltet, an dem 300

Gelehrte aus allen Ländern Europas teilnahmen. Deutschland war durch den Münchener Professor August Heisenberg vertreten. ◊ Der Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Breslau *Johannes Ziekursch* folgt einem Ruf an die Universität Köln. ◊ Dem bisherigen Honorarprofessor für Geschichte des Mittelalters und der Neuen Zeit an der Universität Münster *Adolf Gottlob* wurde das Ordinariat an der Universität Breslau übertragen. ◊ Der Redakteur am Hamburger Fremdenblatt *Alfred Herrmann* wurde Honorarprofessor für Geschichte an der Universität Hamburg. ◊ An der Universität Berlin *habilitierten* sich Konrad Schünemann und Peter Richard Rohden für neuere Geschichte; Schünemann behandelte in seiner Antrittsvorlesung Frankreich und die Nationalitäten der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Rohden las bei seinem Antritt über England und die Heilige Allianz.

**Literatur** Das *Archiv für Politik und Geschichte* /Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für

Politik und Geschichte/ bringt von Zeit zu Zeit wichtige historische Aufsätze; so Paul Wentzke über Treitschkes Deutsche Geschichte und Ernst Müsebeck Die nationalen Kulturaufgaben des Reichsarchivs. Der historisch interessierte Leser muß auf die Veröffentlichungen dieser Zeitschrift achten. ◊ Um die Erschließung der italienischen Renaissance macht sich der Verlag Eugen Diederichs in Jena durch seine von Marie Herzfeld herausgegebenen *Ausgewählten Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur* besonders verdient. In dieser Sammlung sind als neuer Beitrag die von Eugen Wolf übersetzten und eingeleiteten Camaldolensischen Gespräche von Cristoforo Landino vor kurzem herausgekommen.

## Hygiene / Georg Wolff

**Berufskunde** In den gegenwärtigen Fürsorgebestrebungen auf hygienischem Gebiet bildet die ärztliche Berufsberatung einen integrierenden Bestandteil. Sie beschließt die allgemeine gesundheitliche Fürsorge für das Schulkind und leitet mit der Überwachung der in das Pubertätsalter eintretenden Jahrgänge der Fach- und Fortbildungsschüler unmittelbar zu den Fragen der Gewerbe- und Berufshygiene über. Individuum und Gesellschaft haben das gleiche Interesse die menschliche Arbeitskraft als Inbegriff ihres "biologischen Kapitals" nach Möglichkeit vor Schäden zu bewahren, denen jeder einzelne mehr oder weniger im Erwerbsleben ausgesetzt ist. Die biologische Berufsberatung muß daher dem Arzt obliegen, der einerseits die Physiologie und Pathologie des menschlichen Körpers kennt und andererseits auch wissen muß, welche besonderen Arbeitsmethoden und Gefahren den einzelnen Berufsarten eigen sind. Dazu sind aber Studien in der eigentlichen Berufskunde erforderlich, deren Durchführung mittels der hygienischen Literatur heute nicht gerade leicht ist. Wohl enthalten die meisten Lehr- und Handbücher der Gewerbehygiene detaillierte Angaben über besondere Gewerbebeschäden, unter denen die durch chemische Gifte (Blei, Quecksilber, Arsen, Benzolderivate usw.) meist überwiegen, weil sie am einfachsten zu charakterisieren sind; Angaben über die Gestaltung der normalen physischen Arbeit in den verschiedenen Zweigen des heutigen Berufslebens, des Handwerkers wie des Fabrikarbeiters, des Landwirts wie des kaufmännischen Angestellten, finden sich aber kaum oder nur höchst zerstreut. Diese Lücke kann nur eine systematische Berufskunde ausfüllen, die dem gesundheitlichen Berufsberater nicht weniger dienlich ist als dem wirtschaftlichen, der auch nicht alle Berufsarten aus eigener Anschauung kennen kann. Erst dann wird auch die Berufsberatung des Fach- und Schularztes aus einer mehr abratenden zu einer positiven Tätigkeit werden, wenn er selbst sagen kann, welchen Beruf er einem Schutzbefohlenen mit einem leichten Herzfehler, einer Rückgratsverbiegung oder lediglich einer allgemein schwächlichen Konstitution mit gutem Gewissen zumuten darf. Er findet darüber kaum eine zuverlässige Quelle. Auch das jüngst von Edgar Atzler herausgegebene umfangreiche Handbuch der Arbeitsphysio-

logie /Leipzig, Georg Thieme/, das im übrigen neben bekannteren anatomisch-physiologischen Abschnitten einige ausgezeichnete Kapitel zur physiologischen Rationalisierung des Arbeitsvorgangs und zur Ermüdungsforschung bringt, läßt die Berufskunde noch unberücksichtigt. Dabei soll nicht verkannt werden, daß hierüber kurz und klar und doch erschöpfend zu handeln für einen Biologen und Hygieniker nicht leicht ist; er wird die Hilfe des Wirtschaftskundigen dabei nicht entbehren können.

Auch in der jüngst veröffentlichten Gesundheitslehre für die Fortbildungs-, Berufs- und Fachschulen unter besonderer Berücksichtigung der Gewerbehygiene, die der Generalsekretär des Reichsausschusses für hygienische Volksbelehrung Curt Adam, der Regierungsrat im Reichsgesundheitsamt Hans Engel und der auf dem Gebiet der Schulgesundheitspflege rühmlichst bekannte Rektor Friedrich Lorentz herausgegeben haben /Leipzig, F. C. W. Vogel/, kommt der Abschnitt Berufsberatung, den Walter Weisbach bearbeitet hat, auf knapp 8 Seiten etwas zu kurz; eine Berufskunde ist auch hier in den Gesamtplan nicht aufgenommen, obschon eine solche dem Lehrenden, dessen Unterstützung beim Unterricht das Buch in erster Linie dienen soll, recht gute Dienste leisten könnte. Wer, wie der Bearbeiter dieser Rundschau, selbst 4 Jahre in der Industrie tätig gewesen ist und weiß, wie wenig im allgemeinen der Arzt und jeder nur akademisch Gebildete von den Anforderungen des gewerblich-industriellen Lebens in körperlicher und seelischer Hinsicht unterrichtet ist, wird eine solche Schilderung der wichtigsten Berufstätigkeiten für eine unentbehrliche Grundlage jeder hygienischen Berufsberatung halten. Gelegentliche und meist doch flüchtige Betriebsbesichtigungen bieten hierfür keinen ausreichenden Ersatz.

Im übrigen bietet das gut ausgestattete und mit einer Reihe vorzüglicher Wiedergaben aus dem Bildmaterial des Dresdener Hygienemuseums versehene Werk viel Wissenswertes aus dem Gebiet der allgemeinen Gesundheitslehre und der Gewerbehygiene. Die Beiträge: Das Geschlechtsleben und seine Gefahren, Ausbreitungsweise und Verhütung der Tuberkulose, Alkohol und Beruf, Hygiene der Arbeit, Schädigungen durch Staub, durch physikalische, durch chemische Einwirkungen usw., entstammen namhaften Fachvertretern und werden Lehrern und Schülern der Fach- und Fortbildungsschulen Nutzen bringen.

#### Gewerbeaufsicht

Den schon lange vorhandenen technischen Gewerbeaufsichtsbeamten sind seit einigen Jahren auch in Preußen, nach einem Beschluß des Staatsministeriums vom 9. September 1921, ärztliche Gewerbeaufsichtsbeamte an die Seite gestellt; in den anderen Ländern (Bayern, Sachsen, Baden, Württemberg) fungierten als Landesgewerbeärzte speziell auf dem Gebiet der Gewerbekrankheiten erfahrene Hygieniker schon länger, wenn auch freilich, wie jetzt ebenfalls in Preußen, in viel zu geringer Anzahl. Während die technischen Aufsichtsbeamten entsprechend ihrer Vorbildung im wesentlichen die technische Seite des Unfallschutzes in den mannigfachen Fabrikbetrieben zu kontrollieren und zu vervollkommen hatten, und damit freilich auch in vorbeugend hygienischem Sinn eine höchst wichtige Funktion erfüllten, haben die ärztlichen Gewerbeaufsichtsbeamten im wesentlichen das große Gebiet der Gewerbekrankheiten zu bearbeiten, das heißt jener krankhaften Störungen, die meist durch chronisch-gewerbliche Einwirkungen chemischer oder physikalischer oder biologischer Art (gewerbliche Infektionskrankheiten) auf den Körper des Menschen entstehen; ihr Studium und nach Möglichkeit ihre Verhütung ist ihre Hauptaufgabe.

So sind die Aufgabengebiete eigentlich genügend abgegrenzt. Dennoch hat es im Beginn nicht an Widerständen seitens der "älteren" Gewerbeaufsichtsbeamten gegenüber den "jüngeren" Gewerbechefärzten, wie ihre amtliche Bezeichnung in Preußen ist, gefehlt. Allmählich aber beginnt sich ein gutes Zusammenarbeiten der Techniker und Hygieniker auch auf diesem Gebiet anzubahnen, da beide Teile schnell zur Einsicht gelangt sind, daß sie und damit die Sache nur Vorteile davon haben; denn ihre Aufgaben überschneiden sich naturgemäß in vielen Punkten. Dabei wird der Arzt vom Techniker in berufskundlicher Hinsicht ebensoviel zu lernen haben wie dieser aus der Einsicht in die pathologische Physiologie der gewerblichen Schädigungen. Es war ein Verdienst des Ministerialrats im preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt Alfred Beyer zugleich mit einer gedrängten Übersicht über die historische Entwicklung der ärztlichen Gewerbeaufsicht jetzt in den Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Zentralverwaltung /Berlin, Richard Schoetz/ die ersten Jahresberichte der Gewerbechefärzte über ihre Tätigkeit in den Jahren 1921 bis 1924 herausgegeben zu

haben. Die Gewerbemedizinalräte der bisherigen Aufsichtsbezirke Düsseldorf (Teleky), Arnsberg (Beintker), Wiesbaden (Betke), Magdeburg (Gerbis) und Breslau (Neumann) berichten darin in ausführlicher Weise über ihre zahlreichsten Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten der gewerblichen Erkrankungen, die ihnen durch Meldungen und Besichtigungen in ihren ausgedehnten Aufsichtsbezirken bekannt wurden. Diese Aufsichtsbezirke haben fast alle eine Ausdehnung, die sich über mehrere Provinzen erstreckt. So umfaßt etwa der Aufsichtsbezirk Breslau die Provinz Schlesien, die Regierungsbezirke Schneidemühl und Marienwerder, die Provinz Ostpreußen und von der Provinz Pommern den Regierungsbezirk Köslin. Daß eine ausgiebige ärztliche Gewerbeaufsicht bei einem solchen Umfang der Bezirke und dem Mangel jeglicher Hilfskräfte noch nicht möglich ist, ist wohl keine Frage. Mit 5 Gewerbemedizinalräten im ganzen läßt sich für Preußen eine ausreichende hygienische Überwachung der Industriegebiete nicht durchführen. Immerhin ist ein Anfang gemacht, und es ist nur zu wünschen, daß der weitere Ausbau nicht zu lange auf sich warten läßt.

Als ein Erfolg der neuen gewerbeärztlichen Aufsicht darf immerhin schon die Verordnung über die Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufskrankheiten vom 12. Mai 1925 gebucht werden. Dadurch wurde endlich auch im Deutschen Reich gesetzlich anerkannt, daß nicht nur der akute Betriebsunfall, der verhältnismäßig leicht als solcher zu erkennen ist, sondern auch die viel schwerer von außerhalb des Erwerbslebens erworbenen Leiden abzugrenzende chronische Gewerbekrankheit melde- und entschädigungspflichtig ist, sobald der kausale Zusammenhang einwandfrei geklärt ist. Daß hierzu nur erfahrene und von den Fabrikleitungen unabhängige Ärzte imstande sind, bedarf keiner weitern Begründung. Bisher wurden in Deutschland 11 bestimmte Krankheitsgruppen in die Unfallversicherung einbezogen, vorwiegend bisher solche, die sich als durch ausgesprochene Gewerbegifte (Blei, Phosphor, Quecksilber, Arsen, Benzolderivate, Schwefelkohlenstoff) gut charakterisieren lassen, ferner Erkrankungen an Hautkrebs bei Paraffin-, Teearbeitern usw., der graue Star bei Glasmachern, Erkrankungen durch Röntgenstrahlen, die Wurmkrankheit der Bergleute und die nur im Gebiet des Erzgebirges vorkommende sogenannte

Schneeberger Lungenkrankheit, eine böserartige Neubildung in der Lunge krebsartigen Charakters.

Der bayrische Landesgewerbearzt Franz Koelsch, einer unserer besten Kenner der gewerblichen Erkrankungen, hat im Verein mit einer Reihe anderer Fachmänner eine kurze Einführung in das Gebiet der meldepflichtigen Berufskrankheiten /München, J. F. Lehmann/ gegeben, die in gedrängter Form das Wichtigste aus allen Gebieten enthält und neben Ärzten namentlich auch Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Versicherungsämtern als eine dankenswerte Bereicherung ihrer Hilfsmittel zum Nachschlagen in der Literatur dienen wird.

Den gleichen Gegenstand, teilweise durch die gleichen Autoren, behandelt die von den Fabrikärzten der chemischen Industrie herausgegebene Schrift Was muß der Arzt von der neuen Verordnung über die Einbeziehung der Berufskrankheiten in die Unfallversicherung wissen, und welche Pflichten ergeben sich für ihn daraus? Sie ist in den Schriften aus dem Gesamtgebiet der Gewerbehygiene /Berlin, Julius Springer/ als 14. Heft erschienen, wird dem Gegenstand in manchen, allzu telegrammstilartig abgefaßten Aufsätzen aber nicht gerecht, zumal hier auch Hinweise auf andere Literaturquellen vollkommen fehlen. Es sollten vielbeschäftigte Praktiker, die meist auch eine nicht unberechtigte Abneigung gegen allzu starke literarische Produktion haben, sich dann lieber von solchen Aufgaben fernhalten. Die Erkrankungen durch Arsen oder seine Verbindungen lassen sich schwerlich in 27 Zeilen abhandeln, auch nicht von einem Meister medizinischer Darstellungskunst. Eine eingehendere Studie widmet im 13. Heft der selben Schriftenreihe Hans Engel dem Blei. Wenn die chronische Bleivergiftung auch schon öfter dargestellt wurde, so verdient doch die fleißige, aus einem Gutachten an das Reichsarbeitsministerium hervorgegangene Untersuchung an 20 Bleibetrieben und insgesamt 853 Arbeitern alle Beachtung. Das wichtigste Ergebnis war, daß die Bleigefährdung der Arbeiter bei weitem am größten in den Bleilötereibetrieben war; sie wird hier im wesentlichen durch das Einatmen von Bleidämpfen in diesen Betrieben bedingt und bestätigt damit die Ansicht, daß Bleistaub und Bleidampf bei weitem die wichtigsten Ursachen der chronischen Bleivergiftungen sind, nicht etwa Verunreinigungen, die an den Händen, Kleidern der Arbeiter usw. haften und so in den Mund gelan-

gen. Daher ist Absaugung von Staub und Dampf an der Entstehungsstelle, also technische Verbesserung des Bleibetriebs, viel wichtiger als alle guten (aber billigen) Ermahnungen zur persönlichen Sauberkeit, wie Ludwig Teleky mit Recht gegen Arthur Seitz im Reicharbeitsblatt vom 10. August 1927 bemerkte.

**Unfallneurose** In die Unfallneurose, dieses medizinisch höchst bedeutungsvolle Gebiet des modernen Wirtschafts- und Erwerbslebens, leuchtet in einer vielleicht etwas überkritischen Studie über die sogenannten Unfallneurosen /Leipzig, Georg Thieme/ der Berliner Neurologe Ewald Stier hinein. Er überträgt die besonderen Erfahrungen, die er bei dem von ihm erstatteten Obergutachten über die sogenannten Telefonunfälle an 50 Telephonistinnen zu sammeln Gelegenheit hatte, auf das gesamte Gebiet der traumatischen Neurose; freilich unzweckmäßig auch auf die »Kriegsneurose«, die nach Ende des Krieges einer »Gesundungsepidemie« Platz machte, wie sich Stier ausdrückt. Begehrungsvorstellungen haben nun sicher auch die Kriegsneurose hervorgerufen; daß die psychische Erschütterung der Persönlichkeit durch den Krieg aber nicht mit den Wunschorstellungen einzelner Unfallneurotiker zu identifizieren ist, kann kein Gutachter verkennen. Diese Unfallneurosen kommen erfahrungsgemäß fast nur bei Versicherten und Beamten vor, also solchen Angestellten, die aus ihrem Arbeitsverhältnis durch eine Dienstbeschädigung einen Renten- oder Pensionsanspruch herleiten können; sie finden sich fast nie bei Angehörigen der freien Berufe. Staat und Gesellschaft können durch solche Ansprüche in erheblichem Maß geschädigt werden, wenn Simulationen oder ähnliche Wunschorstellungen solcher asozialen Elemente durch flüchtige oder gutgläubige Gutachter gefördert werden. Stier erbringt hierfür ein wahrhaft erschreckendes Material. Ein objektiver Krankheitsbefund als Folge einer etwaigen Gesundheitsstörung durch den Telefonstrom konnte in keinem Fall erhoben werden; auch Stefan Jellinek (siehe über sein Buch *Der elektrische Unfall* diese Rundschau, 1926 Seite 261), wohl der beste Kenner dieser Materie, weiß über solche Schädigungen in seiner langen Gutachterstätigkeit nichts zu berichten. In 3 besonders ausgeprägten Fällen von Telefonunfällen konnte Stier je 1628, 1596 und 1320 Krankheitstage als Unfallfolge feststel-

len, das heißt eine Dienstversäumnis von  $3\frac{1}{2}$  bis  $4\frac{1}{2}$  Jahren im Verlauf von im ganzen je 10 bis 15 Dienstjahren. Badekuren wurden besonders gern zur Verhütung weiterer Verschlimmerungen erstrebt und durchgesetzt; die Verschlimmerungen traten aber regelmäßig zur Reisezeit ein, fast ausnahmslos im Frühjahr und Sommer. Bei 25 Beamtinnen konnte Stier aus den Akten 168 Badekuren als von der Post bewilligt ermitteln. Besonders günstig wirkten Unfall und Unfallpension ferner auf die Heiratsfrequenz, die bei 37 wegen Unfallfolgen pensionierten Beamtinnen 15mal so hoch war wie die durchschnittliche Heiratsfrequenz der gesunden. Liest man solche und weitere Angaben, so wird man über das Endergebnis der von Stier auf Verlangen der Oberpostdirektion vorgenommenen Nachuntersuchungen und Obergutachten nicht erstauen sein. Bei keiner der 59 Telephonistinnen konnte er zur Zeit der Nachuntersuchung noch eine die Erwerbsfähigkeit schädigende Krankheit feststellen; 47 nahmen die Entziehung der meist jahrelang bestehenden Renten- oder Pensionsansprüche ohne Einspruch hin.

Man wird dem erfahrenen Neurologen in vielem folgen können, so auch vor allem darin, daß die schwierige Begutachtung der Unfallneurose von wirklich berufenen und wirtschaftlich unabhängigen Ärzten vorgenommen wird; denn es ist eine völlig falsche und nichts weniger als soziale Haltung durch schnell bereite Begutachtung im Sinn des Neurotikers dessen Wunschorstellungen ohne weiteres nachzugeben. Noch viel weniger aber als der zu begutachtende Kranke darf der Gutachter selbst von vornherein seine Stellungnahme festlegen. Sollte da nicht auch eine Begehrungsvorstellung nach der entgegengesetzten Seite vorliegen? Sollten der Kriegsneurose nicht wirkliche seelische Alterationen zugrunde gelegen haben, die in der Tat ihre natürliche Heilung im Kriegsende fanden? Es kann gefährlich werden, wenn ein Sachverständiger allzu heldenmäßige Gutachten abgibt.

**Kurze Chronik** Die *Internationale Kommission für Gewerbekrankheiten* hat ihre französischen Mitglieder mit den Vorarbeiten für die 4. Tagung beauftragt, die vom 3. bis zum 6. April 1929 in Lyon stattfinden soll. Verhandlungsgegenstände sind: 1. Silikose (Aetiologie, Klinisches, Gesetzgebung, allgemeiner Bericht über Pneumokoniose), 2. Grauer Star als Be-

rufskrankheit, 3. Endokrine Störungen bei Vergiftungen. Auskünfte erteilen der Professor Etienne Martin in Lyon und die Hygieneabteilung des Internationalen Arbeitsamts in Genf.  $\diamond$  Zur Bekämpfung der *Stechmückenplage* erließ der Berliner Polizeipräsident am 1. Juni eine Verordnung, die Eigentümer, Pächter, Laubenkolonisten verpflichtet Maßnahmen zur Vernichtung der Stechmückenbrut vorzunehmen.  $\diamond$  Der Münchener Chirurg *Ferdinand Sauerbruch* übernimmt den Lehrstuhl für Chirurgie an der Berliner Charité, als Nachfolger Otto Hildebrands, der in den Ruhestand tritt. Seine berühmten Amputationen bei Kriegsverletzten, bei denen es ihm gelang den Amputationsstumpf des Arms so zu gestalten, daß mit Hilfe der noch erhaltenen Muskeln eine willkürliche Bewegbarkeit der künstlichen Hand erzielt wurde, ferner sein Unterdruckverfahren bei Lungenoperationen, durch das ohne Störung des Atemmechanismus Eingriffe an der Lunge vorgenommen werden können, haben Sauerbruch zu einem der hervorragendsten deutschen Chirurgen gemacht.  $\diamond$  Der Königsberger Professor *Martin Kirschner* übernimmt das durch den Tod Georg Perthes' freigewordene Ordinariat für Chirurgie an der Universität Tübingen.  $\diamond$  Der Heidelberger Professor *Siegfried Thannhäuser* folgt einem Ruf als Ordinarius der Innern Medizin an die Akademie Düsseldorf.

#### Literatur

Die Hygieneabteilung des Völkerbunds gibt ein *Internationales Jahrbuch des Gesundheitswesens* (Annuaire sanitaire international) heraus, das Berichte über die Fortschritte auf dem Gebiet der öffentlichen Hygiene aus 20 europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten von Amerika enthält.  $\diamond$  Die Einführung in die physikalische und die Kolloidchemie, die der Utrechter Professor *H. R. Kruyt* insbesondere für Biologen und Mediziner geschrieben und *A. Nowak* ins Deutsche übertragen hat /Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft/, sei hier besonders empfohlen, weil sie auch schwierigere Fragen klar darzustellen versteht, ohne vor einer formelmäßigen Präzisierung zurückzuweichen. Den zahlreichen Fragen der physiologisch-pathologischen Chemie, der Toxikologie, der Lehre von den Desinfektionswirkungen wird auch der Mediziner nur gerecht, wenn er den Grundbegriffen der physikalischen Chemie nicht fremd gegenübersteht.

## KUNST

### Bildende Kunst / Otto Brattskoven

**Liebermann und Kollwitz** Das Werk dieser beiden, in Lebensauffassung und Wesen absolut verschiedenen

künstlerischen Schöpfernaturen ist als solches genügend bekannt und braucht an dieser Stelle nicht noch einmal analysiert zu werden. Eine andere Tatsache jedoch verlangt eine Betrachtung. Der 80jährige Max Liebermann war der Mittelpunkt großer Ehrungen, an denen sich das offizielle wie das geistig interessierte Deutschland beteiligte; der 60jährigen Käthe Kollwitz dagegen brachte man aus allen Lagern eine enthusiastische Verehrung entgegen.

Diese Verschiedenheit der Wirkung lenkt auf eine Eigentümlichkeit der künstlerischen Darstellung, die bislang selten in die Kunstbetrachtung einbezogen wurde. Gewiß hat man von der Kälte bei Velasquez gesprochen, die im Gegensatz zu der gefühlsmäßigen Innerlichkeit des Greco steht. Aber man ist diesen Erlebnissen nicht weiter nachgegangen, um sie kunstcharakterologisch ganz auszuwerten. Im großen Befund waren schließlich die Ergebnisse, daß bestimmte Zeiten ein stärkeres Verhältnis zur Kunst des einen, andere wiederum ein solches zu der des Antipoden hatten.

Es fragt sich nun, welche Nutzenwendung für die Betrachtung heutiger Lebensauffassung man aus dieser Gegenüberstellung gewinnen kann. Und dazu ist zu sagen, daß wir zur Kunst der Käthe Kollwitz, die ihr Schaffen aus einem blutvollen Anteilnehmen am Umformungsprozeß unserer Zeit, aus einer grenzenlosen Liebe zu den menschlich Entrechteten speist, ein gleichermaßen organisches wie uns persönlich auch anrührendes Verhältnis haben, während unser Interesse an der zweifellos großen Kunst Liebermanns mehr davon bestimmt wird, daß wir uns ihrer Bedeutung bewußt sind.

Feststellungen solcher Art mögen Beiträge zur Soziologie unserer Zeit sein. Wenn die Kunstwerke wirklich Ausdruck der Sehnsichte der einzelnen Epochen sind, hier ist eine Probe aufs Exempel. Wir verehren Käthe Kollwitz, weil in ihrem Werk der Kampf um die Gestaltung der Gesellschaft in bildkünstlerischer Reinheit mitschwingt. Und wir stehen in erkenntnis klarer Distanz zu Liebermann, weil seine Kunst für uns zu sehr reinkünstlerisch und darum zu wenig berührt und erfüllt von den wesentlichen Fragen unserer Zeit ist.

**Porträtgestaltung** In Berlin fand kürzlich in der Galerie Karl Nierendorf eine Ausstellung statt, die in vieler Hinsicht beachtenswert war und aufschlußreich wirkte. Unter dem Titel *Das Problem der Bildnisgestaltung* in der jungen Kunst hatte der Hilfsverein für junge Kunst, hinter dem unschwer die Novembergruppe zu erkennen war, jüngste Porträts in Malerei, Plastik und Graphik zusammengetragen.

Es wäre interessant, wollte man dieser Ausstellung etliche Manifeste gegenüberstellen, die sich früher mit der Frage der bildnishaften Darstellung beschäftigten. Die Zeit wandert, mit ihr wandeln sich die Dogmen, und es ist allein die Aufgabe des kritischen Betrachters zu untersuchen, wie sich die absolut expressionistischen und kubistischen Behauptungen von gestern ausgewirkt haben, welchen Wert sie für die heutige Darstellung besitzen.

Dazu muß von dieser Ausstellung gesagt werden, daß erschreckend viel Manieristen neusachlicher Prägung zu konstatieren sind. Die Frage, ob Künstlerbildnis oder Ähnlichkeit, kann dabei keine Geltung beanspruchen, sondern es handelt sich wesentlich um das Element des bildkünstlerisch Überzeugenden, das als nicht präzise Abstempelbares ebenso aus dem einen wie aus dem andern wirken kann. Es ist schon der Hintergrund des Gefühlsmäßigen, der erst die eigentümliche Wirkung großer Bildwerke hervorbringt. Negativ möge es so illustriert werden, daß oft hervorragende Techniker und Pädagogen der Kunst sich gerade dann verirren, wenn sie, diese Notwendigkeit ahnend, den Boden ihrer geübten Handwerksfertigkeit verlassen.

Eine solche Gediegenheit selbst fand man in dieser Ausstellung selten. Wenn man etliche Gemälde und Plastiken ruhig und sachlich unter die Lupe nimmt, so erkennt man leider, daß nur die Vorzeichen gewechselt sind, und der Befund, im wesentlichen eine zuerst scheinbar verblüffende Thematisierung, der gleiche geblieben ist. In diesem Sinn von einem Problem der Bildnisgestaltung zu sprechen ist ein Wegdiskutieren der wesentlichen Frage. Diese lautet: Welche Bedingung stellt die jeweilige Zeit, und auf welche Weise setzen sich die bildkünstlerischen Talente hiermit auseinander? Rudolf Belling, Wilhelm Dreßler, Issai Kulwianskij, Georg Schrimpf bringen Leistungen aus der Zone ihres Temperaments. Die Techniker fallen auf, und die übrigen gefallen sich in neuen formalen Erfindungen.

**Illustration** Im Verlag Paul List in Leipzig, der sich schon durch die Herausgabe der Mappenfolge Daumier und wir Verdienste erworben hat, erschien neuerdings ein Band politischer Karikaturen *Gustave Dorés*. Unter dem Titel *Meine Herren...* stellte Constantin Bauer jene Zeichnungen zusammen, die Doré im Frühjahr 1871, als er sich die Nationalversammlung in Versailles angesehen hatte, in karikaturistischer Form schnell hingeworfen hatte. Wenn ihm dabei auch die dramatische Wucht eines Daumier fehlte, und manche dieser Zeichnungen als graphischer Witz etwas zu dünn erscheinen, so muß doch anerkannt werden, daß seine formal vielseitige Phantasie auch diesem Thema mancherlei Besonderheiten abzugewinnen vermag. In der Art, wie er mit dünnem Strich die jeweils bezeichnenden Posen der unsterblichen Diskussionsredner einfängt, liegt der Reiz persönlicher Stellungnahme, noch verstärkt durch die beige-schriebenen Texte, in Faksimile wiedergegeben. Der Verlag List ist mit seinen Neuausgaben auf gutem Weg.

In der Genossenschaftsdruckerei in Darmstadt erschien ein Band, der 50 Zeichnungen *Paul Thesings* enthält, von Wilhelm Michel eingeleitet. Thesing ist heute Mitarbeiter des Darmstädter Parteiblatts, des Hessischen Volksfreunds. Seine Karikaturen sind zweifellos bedeutend im Sinn täglicher innenpolitischer Auseinandersetzung.

Als neuer Band der hier bereits erwähnten Griffelreihe /Leipzig, Griffelverlag/ kam Shakespeares Antony and Cleopatra mit Illustrationen von *Max Ludwig* heraus. Es berührt angenehm, daß der innere Umschlag des Buchs nicht wie in früheren Bänden der Reihe zu einer Illustrationsseite zusammengefaßt sondern mit gleichen Ornamenten Seite für Seite abgeschlossen ist.

Zum 50. Geburtstag *Alfred Kubins* übergab eine Reihe österreichischer Dichter und Künstler eine schöne Widmung Für Alfred Kubin der Öffentlichkeit. Sie erschien in der Officina Vindobonensis in Wien. Im 1. Teil widmen ihm die Dichter Richard Billinger, Felix Braun, Franz Theodor Csokor, Max Mell, Emil A. Reinhardt, Richard von Schaukal, Otto Stoessl und andere Vers und Prosa, im 2. sind Originallithographien, unter anderen von Georg Ehrlich, Ernst Huber, Georg Merkel, Ernst Wagner und Georg Philipp Woerlen: alles Beweise der großen Zuneigung, die dem Künstler entgegengebracht wird.

## Totenliste

Am 27. Mai starb in Petersburg *Boris Kustodjow*, im Alter von 49 Jahren. Er war ein Schüler Ilja Rjepin an der ehemaligen Petersburger Akademie und Mitglied der Gruppe Mir Skusstwa. Bekannt wurde er schon in frühen Jahren als Porträt- und Genremaler, besonders als Schilderer russischen Kleinstadtlebens. Auch bemerkenswerte Bühneninszenierungen ebenso wie Graphiken und Buchausstattungen sind das Werk seiner letzten Jahre. Sein Selbstporträt befindet sich unter den wenigen russischen Bildnissen der Uffizien in Florenz. Ende Mai starb in Paris die Malerin *Louise Abbema*, eine Freundin Sarah Bernhards, die sie oft porträtiert hat. In Prag ertrank am 2. Juni beim Baden in der Moldau der Bildhauer *Otto Gutfreund*, im Alter von 38 Jahren. Er war ein Schüler Jean Bourdelles und hatte sich nach und nach zu einem Kubismus außergewöhnlicher Kraft durchgearbeitet. In Prag schien er berufen der geistige Erbe Jan Stursas zu werden, der ebenfalls so früh dahinging; er wurde als dessen Nachfolger an die Kunstgewerbeschule berufen. In letzter Zeit wandte er sich einem formal gestrafften Realismus zu. Sein Tod ist nicht nur für die tschechische Kunst ein Verlust. Im Alter von 86 Jahren starb in Paris am 28. Juni *Armand Guillaumin*, ein Zeitgenosse Claude Monets, der ihn auch überlebt hat. Er war Beamter; seine Urlaubswochen verbrachte er damit, daß er in der Umgegend von Paris Landschaftsstücke malte. In seinen Bildern ist die Anschauung Monets mit der Cézannes eigenartig vermischt. In Potsdam starb am 26. Juli *Fritz Rumpf*, im Alter von 71 Jahren. Er hat sich als Kenner von Kostümen und Trachten einen Namen gemacht. Er gehörte zu den besten Freunden Corinths und war Mitbegründer des Potsdamer Kunstsummers in der Orangerie. Am 10. August starb in Paris der ungarische Maler *Nikolaus von Vadasz*, der als Illustrator in Paris, Berlin und New York geschätzt wurde. Mitte August starb in Swinemünde, wo er zur Erholung weilte, *Sascha Schneider*, 56 Jahre alt. Dieser Deutschrusse war hauptsächlich in Dresden tätig, daneben einige Jahre Professor in Weimar. Er gehörte zu einer Gruppe von Malern, die als Nachfolger Klingers einen idealistischen Monumentalstil pflegten. Er bevorzugte dabei eine hieratische, an altorientalische Vorstellungen erinnernde Darstellung des männlichen Körpers.

Später betätigte er sich vornehmlich als Bildhauer. Von ihm stammen die Fresken in der Kirche zu Köln bei Meißen, die Wandbilder im Leipziger Buchgewerbehaus. In letzter Zeit war Sascha Schneider fast vergessen. Doch wird man sich gerade heute wieder an seine Zeichnungen erinnern können, die vor etwa 30 Jahren in der Sammlung Meisterwerke der Holzschneidekunst /Leipzig, J. J. Weber/ erschienen, und zwar wegen ihres geistigen Gehalts, der vornehmlich in den Blättern Das Gefühl der Abhängigkeit, Der Mammon und sein Sklave, Der Anarchist zum Ausdruck kommt. Am 2. Juli starb in Berlin der Kunst- und Literaturhistoriker *Julius Elias*, in seinem 68. Lebensjahr. Seine Bedeutung als Schriftsteller wurde hier in der Rundschau Dichtkunst (in diesem Band Seite 595) mit wenigen Worten angedeutet. In dieser Rundschau ist hervorzuheben, daß Elias ein Bahnbrecher der impressionistischen Malerei in Deutschland war.

**Kurze Chronik** Vor 13 Jahren fiel *Käthe Kollwitz'* Sohn Peter unter den Kriegsgespielen der ersten

Monate in Dixmuiden (siehe die Rundschau Aus der Zeit, 1915 I Seite 64). Käthe Kollwitz schuf jetzt ein Grabmal für Dixmuiden, das dort, in Stein ausgeführt, aufgestellt werden soll; um dies zu ermöglichen, stellten das Reichsministerium des Innern und das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung 10 000 Mark zur Verfügung. ◊ In einer Höhle bei Ochoz in Mähren wurde eine aus einem Mammutzahn geschnittene prähistorische Skulptur, eine weibliche Figur, ausgegraben. ◊ In der Nähe von Komombo am Nil grub man eine ägyptische Statue aus, die vermutlich einen König der 7. Dynastie darstellt, über die bis jetzt wenig bekannt ist. ◊ In Siegen in Westfalen fand aus Anlaß des 350. Geburtstags *Peter Paul Rubens'* eine Gedächtnisfeier mit Ausstellung statt, zu der die meisten Sammlungen Deutschlands Gemälde, Stiche und Handschriften des Meisters hergeliehen hatten. Am 23. Juli wurde in Antwerpen unter dem Titel Wie andere Rubens sehen die erste der Festausstellungen eröffnet, mit denen die Stadt die Erinnerung an Rubens feiern will. ◊ In Hamburg wurde Ende Juli eine Ausstellung in der Kunsthalle eröffnet, die einen Überblick über die europäische Kunst der Gegenwart zu geben versucht. ◊ In Stuttgart fand im Mai eine *Kunstkonferenz der deutschen Länder* statt, die von den Vertretern der Kunstverwal-



tungen der einzelnen Länder beschickt war. Auf der Tagesordnung stand eine Reihe wichtiger Fragen aus dem Gebiet der staatlichen Kunstpflege. ◊ In Duisburg wurde gegen eine im Garten der Tonhalle aufgestellte Plastik Wilhelm Lehmbrucks, gegen die Kniende, ein *Attentat* verübt. Sie wurde nachts von einigen jungen Burschen zertrümmert. Die aufgehetzten Täter wurden zu 1 Monat Gefängnis verurteilt, das Bildwerk neu aufgestellt. ◊ Der Kustos am Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg *Alfred Rohde* wurde zum Direktor der Königsberger Kunstsammlungen bestellt.

**Literatur** Über den Schweizer Bildhauer *Hermann Haller* hat Alfred Kuhn eine Monographie veröffentlicht /Zürich, Orell Füßli/. Die Reproduktionen nach den Plastiken sind teilweise als ganz vorzüglich zu bezeichnen, der Text wirkt etwas outriert, zumal in dem 3. Teil Dialogus, wenn auch nicht ganz so auffällig wie man es von den letzten Arbeiten dieses Kunstschriftstellers gewohnt war. ◊ Im Verlag von Gräfe & Unzer in Königsberg beginnt eine Geschichte der Bildhauerkunst in Ostpreußen vom Ende des 16. Jahrhunderts bis gegen 1870, von *Anton Ulbrich* verfaßt, in Einzelheften zu erscheinen. Soweit man aus dem 1. Heft ersehen kann, kann diese Publikation zweifellos starken kunstwissenschaftlichen Wert beanspruchen, zumal die ostpreußische Bilderei jener Zeit im Zusammenhang bisher kaum bekannt geworden ist. ◊ In der Sammlung Göschens /Berlin, Walter de Gruyter & Co./ kam eine 4. Auflage des Bandes Die graphischen Künste von *Carl Kampmann* heraus; er war lange vergriffen, ist jetzt von Emanuel Goldberg neu bearbeitet. Das Buch bietet eine vorzügliche Orientierung über die Grundlagen der vielartigen graphischen Techniken und gewinnt in der Neuauflage durch die zahlreich beigegebenen Illustrationen zur Verbildlichung der graphischen Möglichkeiten noch an Wert. ◊ Ein Ausfluß rein katholischer Denkart und dabei von einer schönen Frische der Anteilnahme ist eine mit Illustrationen ausgestattete Schrift *Wilhelm Holtmanns* Am runden Tisch /Köln, Generalsekretariat des Katholischen Gesellenvereins/. Der Stoff ist interessant und auch für andere Anschauungen sehr lehrreich gegliedert, und selbst der Standpunkt der modernen Kunst gegenüber kann den Schulmeistern anderer Konfessionen durchaus als Vorbild hingestellt werden.

## Bewegungskunst / Lisbeth Stern

**Werdenwollen** In den vorigen Jahrzehnten suchte man nach "Ewigkeitswerten", und an ihnen maß man die Kunst. Heute ist man nun etwas verlegen nicht recht zu wissen, was solche Ewigkeitswerte eigentlich sein mögen. Und doch steckt die Ewigkeit durchaus in unserer Zeit, und zwar sehr stark, selbst wenn man heute vorgibt sich nur mit allerhand Zweckmäßigkeiten abgeben zu wollen. Die Ewigkeit sitzt eben nicht mehr da oben irgendwo auf einem Thron; sie steckt uns jetzt eben überall zwischen den Fingern, und überall so nah, daß man sie darum gar nicht merkt. Auch ist sie nicht mehr in der Frontstellung zur "Sinnenwelt", die man früher nur mißtrauisch wie irgendein uneheliches Geschwister behandelte, sondern beide gehen in einem Schritt zusammen. Was wir heute Natur nennen, ist ein Zusammenfluß dieser Sinnenwelt mit der Ewigkeit, und diese neue Natur zeigt uns die Maßstäbe und Werte an, nach denen wir messen und urteilen. Wir glauben an ihre gestaltenbildende Kraft. Doch kann es da kein Subjekt und kein Objekt geben: Nicht die Natur hat die Kraft Gestalten zu bilden, sondern die Gestalten drängen zum Leben. Und wenn sich tausenderlei ihnen in den Weg stellt, sie gehen vorbei, ihrer Gestalt zu, es sei denn, daß irgendeine Sinnlosigkeit sie im Kern zerstört hätte. Wenn ein Organismus sich da herausbringen will und in seinem ersten starken Wachsen ist, dann erzwingt er eine Arbeitsteilung von allen seinen kleinsten Teilen. Dieses klargerichtete Wirken der Kräfte, geführt von der Tendenz zum Ganzen, ist die schöpferische Kraft an sich, sie tut auf alle Dinge der Welt ein neues Licht. Dieser Zwang, dieser Faktor in der Tendenz des Wachsens, wird im Alter schlaff. Die zusammenhaltende Kraft ist nicht mehr da, das ganz und gar zentralistische Gefühl, daß jedes wachsende Wesen in sich hat, fängt an auseinanderzufließen und will dann in die anderen Dinge der Welt hinüber. Die selbe Kraft, die den einzelnen Organismus zusammenhält, hält auch die Organismen höherer Ordnung. Eine Familie, eine Gattung, hat auch ihr Wachsen und ihr Auflösen, wie die Pyramidenpappeln, die aus den Schößlingen eines Ablegers gezogen waren, alle jetzt zugrunde gehen, da die Zeit der Mutterpflanze abgelaufen ist. Diese Einsicht, daß in mir der Stamm weiterlebt, scheint

ein so ganz neues Gefühl der Zeit in sich zu tragen. Die Vergangenheit wird mit der Gegenwart verflochten und auch mit der Zukunft, auf eine wunderbar selbstverständliche Weise, so daß man kaum mehr von Vergangenheit überhaupt reden mag, nur von der und jener ganz bestimmten, die jedesmal auch wieder in einem ganz bestimmten andern Sinn mit der Gegenwart zusammenhängt. Ein Ding, in dem die quasi Gleichzeitigkeit von Vergangenen und Gegenwärtigem wunderschön augenfällig ist, ist doch ein Baum. Die Ringe, die er in den vorigen Jahren angesetzt hat, sind alle noch da, und sie sind nicht tot, sie sind, im Gegenteil, der Weg, durch den der Saft für die neuen Schößlinge geht. Diese neuen Schößlinge aber fühlen wohl nur sich selber, vielleicht noch die anderen jungen neben sich, aber kaum das Vergangene, das in ihnen tatsächlich lebt. Der Zusammenhang der Menschen mit ihrem Stamm dürfte auch nicht viel anders beschaffen sein.

Worauf es nun aber ankommt, ist, daß dieses Werdenwollen sich nicht allein auf die körperlichen Dinge beziehen kann. Alle die geistigen Sachen, die doch größtenteils in den Beziehungen der Körper zu einander bestehen, müssen eine ganz ähnliche Art von Wirklichkeit haben. So wie alle Zellen mitarbeiten müssen, wenn der Organismus eines Lebewesens wächst, so wie jede Zelle dabei ihre bestimmte Arbeit tut, so müssen wieder auch alle Lebewesen ihre bestimmte Arbeit tun, um einem andern, höhern Organismus zum Leben zu verhelfen. Ob dieses Höhere etwas Soziales ist oder etwas Künstlerisches oder Technisches oder was sonst, darauf kommt es nicht an. Es mögen auch nur kleine Zusammenfassungen sein. Aber eine Zusammenfassung muß sein, in die sich der einzelne mit seiner Arbeit einfügt. Ohne diese Einfügung wäre er ein Fremdkörper und damit auch ein Schädling im Organismus. Diese dunkle Einsicht in die Wirklichkeit dieser größeren Dinge, die im ganz eigentlichen Sinn durch uns wachsen wollen, und gegen die wir durchaus verpflichtet sind, die ist es, die unserer Welt heute ein anderes Gesicht gibt. Es ist nicht wichtig, daß der und jener gut fliegen kann, wohl aber, daß der Ozean oder der Nordpol überflogen wird, vielleicht auch, daß überhaupt die Leistung des Fliegens steigt. Ebenso ist es mit der Wirtschaft und der Technik. Auf die Leistung kommt es an, an der wir alle unser Teil, in der wir alle unsere Stelle haben.

#### Neues Kunst- werden

Diese Einsicht ändert auch den Habitus der einzelnen. Geschäftigkeit und Fleiß hat es mehr oder weniger immer gegeben. Aber daß die Errungenschaften heute fast immer Errungenschaften von Gruppen sind, das ist in dem Umfang wohl neu. Und damit ist natürlich auch Art und Weise der Bewegung neu: Der einzelne ist nicht weit ausladend in der Bewegung, wie etwa im Barock, sondern sehr zielgerade und sehr scharf im Tempo. Diese feste Gerichtetheit aller Energieen auf bestimmte Ziele bewirkt es, daß Hinneigung zum geistigen Spiel augenblicklich gar nicht hervortritt. Damit hängt es auch zusammen, daß man für Kunst jetzt nicht viel übrig hat, und daß die Künstler, wenigstens die bildenden, mit ihrer Arbeit nicht recht wissen, wohin. Alle die Sachen, an denen unübersehbar viele lebendige Kräfte mitgewirkt haben: Fabriken, Kranken- oder Warenhäuser oder große Städte, gelten uns jetzt tausendmal mehr als eigentliche Kunst. Nur die Architektur macht da eine Ausnahme, da sie in hohem Maß Gruppenarbeit ist und sich zumeist in Zweckmäßigkeit erschöpft. Die Malerei hat nun auf ihre Weise versucht sich dem Stil der Zeit anzupassen, die Formen wurden kubisch und die Striche maschinenhaft linear; aber das sind doch mehr oder weniger Äußerlichkeiten. Der neue Saft in der Kunst muß sicher von tiefer her einschließen. Und es scheint auch, daß das Gefühl, die Kunst sei eigentlich nicht nötig, heute schon im Schwenden ist. Alles fängt an sich zu lösen, leichter, entspannt zu werden. Das bereitet einen neuen Boden für die Kunst. Wie sie sein wird, kann man heute noch nicht sagen. An die Äußerlichkeiten des Expressionismus wird sie kaum anknüpfen können. Worauf es jetzt ankommt, ist, daß man nicht glaubt schon alles zu wissen, daß man vor dem, was die Natur will, bescheiden ist und seine Sinne öffnet, um die Natur zu verstehen und ihr folgen zu können, wohin sie einen führt. Was wir brauchen, ist Naivität und Natürlichkeit.

Der vollständige Umbau, den die moderne Malerei mit der Perspektive gemacht hat, ist sehr charakteristisch für das Sehen unserer Zeit überhaupt. Früher gab es doch einen festen Augenpunkt, zu dem alle Linien hinliefen, und nur die senkrechten und horizontalen blieben unverändert. Diese Perspektive, die allerdings in ihrer ganzen Starrheit wohl schon lange nicht mehr angewandt war, hatte aber nur Sinn, wenn man vom Ge-

genstand so weit entfernt war, daß er mit einem Blick sich auffassen ließ; die Bildfläche mußte eben so gelegt sein, daß man die Dinge in der Ebene sehen konnte. Jetzt setzt man sich den Modellen und Stilleben aber so nah, daß von einer Bildfläche nicht mehr die Rede sein kann, eigentlich nur von einem Bildraum. Die Dinge sind direkt in meinen Raum hineingesetzt, sind so nah, daß sie nur mit einem Nacheinandersehen zu begreifen sind, und ein Raumfühlen mitarbeiten muß. Das gibt natürlich unendliche Verzerrungen der eigentlichen Form, die dem Publikum früher als eine Marotte erschienen, die sich aber ganz selbstverständlich aus der ganz andern Stellung zum Objekt ergeben. Daher die aufrechtgestellten Tischflächen, die sich vorbeugenden Senkrechten und die großen Köpfe und kleinen Hände. Cézanne mag damit angefangen haben die Bildfläche nicht außerhalb seiner selbst zu legen.

**Film und Bühne** Das Zusammenwirken von Bühne und Film, das schon vor dem Krieg in Paris begann, und an dem jetzt Erwin Piscator in Berlin arbeitet, erschien in der Eröffnungsvorstellung der neuen Piscatorbühne, die Ernst Tollers Stück *Hoppla, wir leben!* brachte, wesentlich weitergeführt, und jetzt müßte man schon einigermaßen absehen können, ob ein solches Zusammenwirken sich als sehr fruchtbar erweisen wird. In der Art, wie Piscator es sich denkt, scheint es nicht gehen zu wollen. Die Wirklichkeit der Schauspieler und das Wort kamen da zu schlecht weg. Zum Teil mag es daran liegen, daß der Schauspieler sich in dem großen Apparat noch fremd fühlt; aber der Hauptgrund liegt doch wohl tiefer. Wirklich eingepreßt hat sich nur das Filmische: der 1. Teil, der das Durcheinander von Krieg, Revolution, Arbeit und Großstadt gab, menschlich sehr eindringlich und stark; künstlerisch aber sehr viel höher der 2. Teil. Da sind Film, Silhouetten, Buchstaben, Wirklichkeit und Musik so verschmolzen, daß das Ganze einheitlich und sehr stark ist. Die Schatten sind in verschiedenen Größen und in verschiedener Schärfe, oft überschritten von richtigen Filmbildern, die aber nicht so schwarzschattig gehalten waren wie meistens. Auch waren sie oft auf verschiedene Bildebenen geworfen, so daß einer näher war als der andere (einmal zwischen lauter Silhouetten ein Mauerpfeiler ganz erschreckend nahe). Alles von enormer Wirkung. Aber diese scheinbar durch-

einandergeschüttelte Welt hat doch deutliche innere Zusammenhänge und sehr große Gestaltungsmöglichkeit. Es wiederholte sich der Eindruck, den man damals bei dem Silhouettenfilm des Prinzen Achmed hatte: daß die Illusion der Bewegung ganz ungleich reiner herauskommt, wenn das Körperliche zurücktritt. Die Bewegung ist offenbar so sublim, daß sie sich nicht ganz ohne weiteres mit den Körpern verbinden will. Auch hier bei Piscator schloß sich die wirkliche Körperwelt gar nicht so recht den Bewegungseindrücken an. Sie blieb, obgleich sie schon überall mit einem Schleier gedämpft war, doch ein ziemlich trauriger Outsider. Daß die Wirkung der Schauspieler sich verhältnismäßig so wenig in diese so überaus starke visuelle Wirkung des Ganzen eingliederte, mag allerhand Zusammenhänge haben. Die Teilnahme von Mensch zu Mensch ist doch immer ganz besonderer Art, sie läßt sich nicht leicht mit anderen beliebigen Kunstwirkungen verkoppeln. In erster Reihe spricht da natürlich das solidarische Gruppengefühl sehr stark mit, aber auch viel allgemeiner mögen überhaupt die Dimensionen eine Rolle spielen. Als wirklicher 3dimensionaler Körper bin ich mit einer Welt von Körpern ganz anders verbunden als mit der 2dimensionalen Welt der Filmkunst, die, selbst unsubstanziell, auch nur in unsubstanziellem Sinn mit mir Zusammenhang hat. Ferner ist noch zu sagen, daß bei der Aufführung die Worte lächerlich zu kurz kamen. Nun ist der Zusammenhang vom wirklichen Menschen zum Wort ganz unmittelbar und zwingend, aber nicht der vom Bild zum Wort. Dagegen ist wieder das bewegte Bild mit der Musik ganz ungleich mehr verknüpft als der wirkliche Mensch. Es ist sehr wohl zu denken, daß die Kunst, an der Piscator hier arbeitet, sich zu einer sehr wirksamen Art von musikalischer und geistiger Revuekunst herauswachsen kann, einer Kunst, die von der Zeit gebraucht und schon verlangt wird.

**Ballettpantomime** Im Frühling brachte das Ballett der Berliner Städtischen Oper Glucks *Don*

*Juan* und Beethovens *Geschöpfe des Prometheus*. Diesen Einstudierungen Lizzie Maudriks fehlte natürliche sinnliche Kraft. Sie schoben sich so durch zwischen gut und schlecht, ohne irgendwo einen wirklich packen zu können. Allerdings war die Aufgabe hier wohl sehr schwer. Der Glucksche *Don Juan* ist auch jetzt noch lebendig und jung.

aber der Prometheus ist heute ganz leer. Er gehört zu den unzähligen Gelegenheitsdichtungen zu irgendwelchen Festen, wie es sie auch am Weimarer Hof im Überfluß gab, eigentlich für Dilettanten gemacht. Man sollte diese Sachen, die für den Augenblick sicher sehr reizend waren, nicht wieder hervorholen. Nur Alice Uhlen, eine Wigmanenschülerin, wußte ihrer Rolle starkes Leben zu geben; sie war persönlich, lebendig, frei, musikalisch, und sehr sicher in der Technik: eine wirklich schöne Acquisition für die Städtische Oper

In den Salzburger Festspielen dieses Sommers inszenierte Max Reinhardt den *Sommernachtstraum*. Es war das ein Versuch das Stück noch leichter, noch bewegter zu nehmen, etwa als eine Ballettpantomime, die auf einer verliebten Abenteuergeschichte aus dem 17. Jahrhundert aufgebaut ist. Die Vorbedingungen hierfür waren zum Teil auch sehr gut erfüllt. Oskar Strnad hatte eine Bühne gemacht, die bei aller Einfachheit außerordentlich viel Bewegungsmöglichkeiten bot. Dadurch, daß sie in der Mitte sehr steil erhöht war, mit seitlichen Schlupflöchern und durch die Treppen ins Proszenium herunter, hatte er eine Menge von Bühnenzugängen erreicht. Trotzdem ist Reinhardts Versuch nicht geglückt. Die Möglichkeiten, die die Bühne für Gruppenbewegung und Tanz bot, waren nicht im geringsten ausgenutzt. Vielleicht hätte die tänzerische Auffassung auch wesentliche Textkürzungen verlangt. Jedenfalls war kein Tempo in allem, und die einzelnen Leistungen blieben zum großen Teil zerflattert. Überhaupt schien das Ganze, das doch in einer gewissen Art neu aufgefaßt sein sollte, nicht auch wirklich neu und frisch gesehen.

**Vortragskunst** Über Konzerte und Rezitationen zu berichten ist an sich nicht Aufgabe dieser Rundschau. Doch gibt es auch in der Vortragskunst Bewegungselemente, die gar nicht die Form der Bewegung zu haben brauchen, wohl aber deren Ergebnis: die Gestaltung eines Ganzen durch zeitliche Folge und ebenso ein Miteinander im Nacheinander.

Ein Konzert, das die *Utica Jubilee Singers* diesen Sommer in Berlin gaben, bedeutete auch im nicht musikalischen Sinn überaus viel. Der Eindruck der körperlichen Gemeinsamkeit dieser Neger (5 Männer und 1 Frau) war so stark, daß diese Gemeinsamkeit fast wie ein verlorenes Paradies erschien, das

man auch bei bestem Willen nie wieder würde erreichen können. Die Gemeinschaft, die wir erstreben und vielleicht auch teilweise schon erreicht haben, mag ja wohl auch anders beschaffen sein: geistiger, weiter gefaßt und weniger im Blut sitzend als diese. Hier war es, als wenn Tiere sich zusammenstellten, sicher und ruhig im Kontakt und dabei mit wunderbar maßvollem Anstand. Ein großes Erlebnis.

Kurz vorher trug die Sängerin *Anna Sagorskaja* in Berlin Volkslieder aus den verschiedensten Teilen Rußlands vor: jedes in der Sprache und Art des Volkes, dem es entstammte. Natürlich unterschieden sich die einzelnen Lieder, etwa die kirgisischen und die jiddischen, ganz wesentlich von einander. Und doch kam, dies war der eigentlich entscheidende Eindruck, ein Gemeinsames in aller Andersartigkeit heraus, so daß das weite Rußland alles wie von selbst zu einem zusammenfügte. Die Sängerin war dem Vortrag hingegeben und ganz naiv, reizend besonders in ihrer Lustigkeit. Eine größere geistige Tendenz fehlte ihr freilich. Es hatte daher keinen Sinn sie mit Yvette Guilbert zu vergleichen (neben die schließlich auch sonst kaum jemand gestellt werden kann). Ein anderes fiel einem dabei aber ein: Eigentlich haben alle Frauen, die etwas zu sagen haben: Guilbert, Pawlowa, und wer noch da ist, auch bei starker Sexualität etwas spezifisch Unweibliches. In den Menschen von starkem Schaffenswillen besteht offenbar eine Art Mischung der Geschlechter, die sich immer neu befruchten und damit eine Art von Jugend schaffen, deren Reiz weit hinausgeht über den spezifischen des Geschlechts. Die Gärungen, die sich daraus ergeben, mögen einen wesentlichen Zusammenhang mit der Kunst haben.

**Belustigungen** Wie primär der Bewegungssinn in uns drin sitzt, primärer als alle anderen Sinne (auch in der Musik ist er es wahrscheinlich, der sie so unmittelbar wirksam macht), zeigt sich auch darin, wie alle Belustigungen auf ihm aufgebaut sind. Man nehme etwa die des Berliner Lunaparks. Bewegtes zu sehen ist schon schön und macht lustig. Aber das Indirekte des Sehens macht doch auf die Dauer ein wenig müde. Da springt nun das Karussell ein und das Radioauto und die Rutschbahn, um einen wieder aufzureißen. Das ist denn auch das Schöne, daß man Zuschauer und Akteur in einer Person ist. Denn das Zuschauen, wie

die anderen kreischend da durcheinandersausen, gehört unbedingt dazu. Hier steigert sich gesehenes Bewegtgeschehen am selbst Bewegen, und der Mensch am Menschen zu einem Strudel, der Irrsinn wäre, wenn nicht der Großstädter seine Ehre darin setzte diesem Tohuwabohu bei aller Vergnügtheit eine gewisse Kühle entgegenzusetzen, eine Art Orgelton, gegen den alles umsonst anrennt. Man denke dicht neben sich unsichtbar die Stimme eines Radios. Musikkapellen, Feuerwerk, einen beleuchteten Springbrunnen, dessen Wasserstrahlen in Spiralen in die Höhe schießen, oben eine Weile zitternd stehen, um dann mit einemmal zusammenzufallen. Und alles das zu gleicher Zeit. Das läßt keinen toten Punkt in uns, alles ist da: lautes Lachen und Schrecken und alle Arten von Spannung. Und daneben dann abgetrennt das Wellenbad, so ruhig mit seinem gleichmäßigen Schwung, daß man sofort einen andern Rhythmus in sich bekommt. Daß mit dem allen, was die Kunst anlangt, auch "Kitsch" verbunden ist, ist klar; aber das muß wohl so sein.

**Kurze Chronik** Im Juni fand der 1. *Internationale Tänzerkongreß* statt, und zwar in Magdeburg, im Zusammenhang mit der Deutschen Theaterausstellung. Oskar Bie referierte über die Geschichte des Gesellschafts- und des Bühnentanzes, Egon Wellesz über Tanz und Musik. Von besonderem Interesse waren die Ausführungen Hanns Niedecken-Gebhards über Möglichkeiten des Tanzes im heutigen Theater. Es soll eine Hochschule der Tanzkunst errichtet werden. ◊ In Rom soll nach dem Vorbild der Hellerauer Tanzschule, deren Aufführungen griechischer Tragödien in Syrakus, Ostia und Rom großen Erfolg hatten, eine *Schule für klassischen Tanz* begründet werden. ◊ Um sich vom bürgerlichen Filmgeschmack unabhängig zu machen, errichten die Pariser Arbeiter in jedem Bezirk ein besonderes *Arbeiterkino*. Diese Kinos werden von dem Filmredakteur der Humanité Moussinac geleitet, dem verständnisvollen Förderer des künstlerischen Films, namentlich der jungen, von der offiziellen Filmindustrie unbeachteten Filmtalente. ◊ Der Reichsbildungsausschuß der deutschen Sozialdemokratie hat gemeinsam mit der Filmproduktion Fuhrmann eine *Filmgemeinschaft Volkswochenschau* gegründet. Sie soll eine Wochenschau herausbringen, die bei ihrer Auswahl der Tagesereignisse der Gesinnung der Arbeiterklasse ent-

spricht und so den bürgerlichen Wochenschauen entgegenwirkt. ◊ Eine Entscheidung von großer Bedeutung für das *Tennispiel* fiel am 10. September in Philadelphia: Frankreich gewann auf dem Tennisturnier den Davispokal. Die 4 französischen Tennisspieler erfochten nach 3tägigem Kampf den Sieg unter den schwierigsten Umständen und gegen ein fanatisiertes amerikanisches Publikum, das nichts sehnlicher als ihre Niederlage wünschte und dann das Ergebnis in eisigem Schweigen aufnahm. Die Berliner Zeitung am Mittag spricht daher von einer »gigantischen Leistung« der Sieger. Dieser Sieg ist für Europa erungen worden, das sich je länger je mehr gerade auch im Spiel und Sport als eine Einheit zu empfinden beginnt. Daher war die Genugtuung über den Ausgang in Deutschland nicht geringer als in Frankreich. ◊ Über den eigentlichen *Erfinder des Kinematographen* war lange Zeit der lebhafteste Streit entbrannt. Er scheint jetzt durch eine sehr sorgfältige dokumentarische Arbeit Maurice Noverres *La vérité sur l'invention de la projection animée*, die der Verfasser im Selbstverlag in Paris herausgab, zugunsten Emile Reynauds entschieden zu sein. Reynaud hat zuerst das Praxinoskop gebaut und die ersten perforierten Filmbänder hergestellt. Seine Erfindung beruhte auf dem richtigen Prinzip des "optischen Ausgleichs". Er zeigte schon im Jahr 1892 in Paris seine pantomimes lumineuses, richtige Spielfilme, die aus Einzelzeichnungen (nicht Photographien) zusammengesetzt waren, und für die er sogar eine besondere Musik schreiben ließ; er nahm also ein Stadium der Filmkunst vorweg, das heute, 35 Jahre später, noch nicht erreicht ist. ◊ Am 29. März feierte man den 200. Geburtstag des französischen Tänzers *Jean Georges Noverre*, des Begründers des modernen Balletts, des Schöpfers der Ballettpantomime. Er trat zuerst 1743 in Fontainebleau auf, wo er auch gleich großen Erfolg hatte. Dann gastierte er in Berlin. Hierauf wurde er Ballettmeister, zuerst an der Opéra Comique in Paris, dann in Stuttgart, wo seine Ballette gewaltiges Aufsehen erregten. 1776 rief ihn Marie Antoinette an die Pariser Große Oper, wo er unter anderem die Ballette zu den Werken Glucks und Piccinis schuf. Auch war er durch Garrick, der ihn den Shakespeare des Tanzes nannte, viel in England, wo ihn aber das breite Publikum ablehnte. Noverre starb, über 83 Jahre alt, am 19. November 1810.

**Literatur**

Der Typus der schönen Otero als Tänzerin ist eigentlich vorüber. Man geht jetzt an den Tanz, wie an jede andere Kunst, mit allen Forderungen der Technik heran. Die persönliche Wirkung steht lange nicht mehr so im Vordergrund wie vor Jahren. Damals mußte die Otero wirklich die Tänzerin von Gottes Gnaden gewesen sein, sehr schön und mit sehr starker erotischer Kraft und frei und ungehemmt im Wesen. Ob ihr Tanz selbst auch von solchem Rang war, scheint fraglich. Sie erzählt, wie sie ganz überraschend einmal in Paris im Trocadéro auftreten mußte, wie sie da in ihr spanisches Tuch eingewickelt die Arena in die Runde abschnitt, einige Schritte hinter sich ihren Trupp Bagno-spieler, und wie das Publikum raste. Die Kraft ihrer Person muß in späteren Jahren wohl stark kokottenhaft geworden sein, mit all ihren abenteuernden Leidenschaften, ihren Unberechenbarkeiten und ihrer Gier nach Macht und nach Geld. Die von Paul Fabian übersetzten Erinnerungen der schönen Otero /Hamburg, Gebrüder Enoch/ sind besonders in ihrem 1. Teil ganz entzückend amüsant zu lesen.

**KULTUR****Verkehr / Otto Schmidt****Paris**

Die Entwicklung des Pariser Verkehrswesens ist in starkem Maß von der militärischen Bedeutung der französischen Hauptstadt beeinflußt worden. Paris als Festung zwang dem großstädtischen Verkehr zum Teil Bedingungen auf, die in anderen europäischen Städten nicht gegeben waren, und die, wie sich jetzt immer mehr und mehr zeigt, der Abwicklung des von Jahr zu Jahr zunehmenden Verkehrs äußerst lästig werden. Nachdem Napoléon III durch den Seinepräfekten Haussmann von 1852 bis 1870 das Pariser Straßennetz grundsätzlich hatte neu gestalten lassen, und damit die Grundlage für das moderne Paris gelegt worden war (im ganzen wurden 46 Kilometer neue Straßenzüge geschaffen), schien die städtebauliche Entwicklung der französischen Hauptstadt für einige Zeit in klare Bahnen gelenkt zu sein. Diese Haussmannsche Umgestaltung des Pariser Stadtgrundrisses, die mit bewundernswürdiger Zielstrebigkeit und Voraussicht in die Wege geleitet wurde, konnte indessen nicht allen Bedürfnissen, insbesondere nicht denjenigen, die erst der Verkehr des 20.

Jahrhunderts ergab, begegnen. Ähnlich wie in Berlin zeigt so der Pariser Stadtkern eine Reihe äußerst stark belasteter Straßenzüge, in die sich der Verkehr hineinpreßt, und denen parallele Entlastungsstraßen fehlen. Auch liegen zwischen den Hauptverkehrsadern große Viertel mit engen, winkligen Straßen, die eine Ablenkung des Hauptverkehrs verhindern. Schon in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stellten sich daher im innenstädtischen Verkehr und auch in der Verbindung mit den Vororten Schwierigkeiten ein, die mit der Zunahme des Kraftwagenverkehrs immer stärker wurden. Durch den Bau von Schnellbahnen, dem Métropolitain und dem Nord-Sud, wurde ein Teil des oberirdischen Verkehrs unter die Straße abgezogen. Da jedoch das überaus fein gegliederte und verhältnismäßig enge Schnellbahnnetz aus militärischen Gründen nicht über den Festungsgürtel hinaus vorstoßen durfte, kam diese Maßnahme in der Hauptsache nur dem Verkehr im Stadtkern zugute, während der Vorortverkehr weiterhin auf die Straßenbahnen, Omnibusse und Vorortbahnen angewiesen blieb.

Verstärkt wurden diese Verkehrsschwierigkeiten noch dadurch, daß die Pariser Verkehrsmittel, ähnlich wie die anderer Städte, stark zersplittert waren. Straßenbahnen, Schnellbahnen, Omnibusse, Vorortbahnen und dazu die wichtige Seineschiffahrt wurden von einer Unzahl von Gesellschaften betrieben, die sich häufig auf das schärfste bekämpften und durch allerlei Wettbewerbsmaßnahmen einer planmäßigen Abwicklung des Gesamtverkehrs entgegenarbeiteten. Inzwischen aber war Groß Paris zu einem Komplex von etwa 5 Millionen Einwohnern herangewachsen, und die Siedelungsdichte im eigentlichen Paris war mit 370 Einwohnern pro Hektar die stärkste aller europäischen Großstädte. Es war daher nur die erste und dringendste Notmaßnahme, als der Staat nach Beendigung des Krieges, durch fortdauernde Verluste der Pariser Verkehrsgesellschaften noch besonders veranlaßt, dazu übergang die hauptstädtischen Verkehrsmittel in eigene Verwaltung zu übernehmen. Die Gesellschaften wurden nach und nach aufgekauft und für die Betriebsabwicklung im Jahr 1921 eine Betriebsgesellschaft, die Société des Transports en Commun de la Région Parisienne, gegründet, in der nunmehr fast sämtliche Pariser oberirdischen Massenverkehrsmittel zusammengeschlossen sind; nur die Untergrundbahnen blieben außerhalb dieser

Zentralgesellschaft. Die Société des Transports betreibt gegenwärtig etwa 120 Straßenbahn- und 62 Autoomnibuslinien, 1 Dampfschifflinie auf der Seine sowie ein über 200 Kilometer langes Kleinbahnnetz in der Umgebung von Paris. Im Jahr 1925 wurden auf den Straßenbahnen 718 Millionen Personen, auf den Omnibussen 345 Millionen, im Dampferbetrieb 3 Millionen, im Dampf betrieb 2 Millionen, von dem Métropolitain 529 Millionen und vom Nord-Sud 58 Millionen Personen befördert. Auf den Kopf der Pariser Bevölkerung entfallen etwa 500 bis 570 Fahrten im Jahr, ein Verhältnis, das wesentlich über dem von Berlin liegt. Neben den von der Société des Transports betriebenen Verkehrsmitteln und den Schnellbahnen kommen auch die Gürtelbahnen für den Pariser Nahverkehr in Betracht. Sie bilden einen äußern Ring (Grande Ceinture) und einen innern Ring (Petite Ceinture) und gehören verschiedenen Eisenbahngesellschaften, die über diese Gürtelstrecken auch den Fernverkehr und den zum Teil sehr beträchtlichen Güterverkehr leiten. Außer den Ringlinien vermitteln auch Radiallinien die Verbindung mit den Vororten. Da jedoch Ringbahnen für den modernen großstädtischen Verkehr, der sich in der Hauptsache in radialer Richtung bewegt, nur noch eine untergeordnete Bedeutung haben, ist auch der Anteil der Pariser Gürtelbahnen am Gesamtverkehr verhältnismäßig gering. Die Gürtelbahnen beförderten 1925 nur etwa 10 Millionen Personen, darunter zum größten Teil Ausflugsverkehr. Ein Teil der westlichen Vorortbahnen nach Saint-Germain, Versailles und Argenteuil ist bereits elektrifiziert worden; die Elektrifizierung weiterer Streckenabschnitte ist geplant oder wird bereits durchgeführt.

Durch die Vereinigung der Pariser Straßenbahnen und Omnibusse in einer Hand hat sich in den letzten Jahren die Abwicklung des Pariser Verkehrs günstig verändert. Einen besonders starken Anteil am Gesamtverkehr besitzt der Omnibus (etwa 20 %); auf einer Streckenlänge von rund 350 Kilometer sind etwa 1400 Omnibusse in Betrieb. Die Pariser Omnibusse sind zum Teil Sechsradwagen mit großer Wendigkeit, Oberdeckomnibusse sind nicht vorhanden. Auf einigen Strecken verkehren Schnellomnibusse auf Luftreifen. Die Straßenbahnen, die teils unterirdische, teils oberirdische Stromzuführung besitzen, haben einen für den Großstadtverkehr sehr geeigneten Wagentypus mit Mitteleinstieg

entwickelt, der eine schnelle Entleerung ermöglicht. Auch die technische Ausbildung der Wagen, die einen ähnlichen Antrieb haben wie das Automobil, ist für viele europäische Städte vorbildlich geworden. Auf stark belasteten Strecken, insbesondere nach den Vororten, fährt die Straßenbahn mit Zügen bis zu 4 Wagen. Eine Eigentümlichkeit des Pariser Straßenbahnverkehrs ist während der verkehrsreichen Stunden der Verkauf der Fahrkarten auch außerhalb des Wagens an den Haltestellen. An diesen werden für die Fahrgäste auch Nummern ausgegeben, in deren Reihenfolge sie zum Einsteigen berechtigt sind. Diese Maßnahme, die sich sehr bewährt hat, verhindert einen unnötigen Ansturm auf die ankommenden Wagen.

Der Pariser Straßenverkehr zeichnet sich im allgemeinen durch eine verhältnismäßig hohe Geschwindigkeit aus. Die Automobile, insbesondere die zahlreichen Taxiwagen (es gibt deren allein über 12 000) fahren äußerst schnell und sehr behende. Es wurden daher auch in Paris sehr bald Vorschriften für die Abwicklung des Straßenverkehrs notwendig, die im einzelnen den in anderen europäischen Großstädten vorhandenen Verkehrsregeln entsprechen. An den Hauptbrennpunkten des Verkehrs, den Boulevards, dem Place de l'Opéra, wird der Verkehr durch Lichtsignale und Verkehrspolizisten wie in anderen Großstädten geregelt. Auch Einbahnstraßen sind in vielen Fällen eingeführt worden. Sehr frühzeitig hat man sich auch dem Schutz des Fußgängerverkehrs zugewandt und in übersichtlicher Weise Schutzinseln (in manchen verkehrsreichen Straßen sogar 3 Inseln auf einer Straßenbreite neben einander) errichtet. Doch folgen alle diese Maßnahmen im allgemeinen nur dem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis, werden nicht Selbstzweck (wie vielfach in Berlin, wo an manchen Punkten sehr viel "Verkehrsregelung", aber wenig Verkehr ist). Der viel stärkere Pariser Automobilverkehr funktioniert deshalb, namentlich auch durch das menschlich einsichtige Verhalten der Chauffeure, rascher und reibungsloser als der Berliner. Eine Eigenart der Pariser Straßen ist die Verwendung von Holzpflaster, das sich häufiger findet als in anderen Großstädten, und das sich im allgemeinen gut bewähren soll. Straßenunterführungen sind an einigen Stellen vorhanden, sie werden jedoch, wie sich das auch in anderen Städten gezeigt hat, sehr wenig benutzt. Da mit Verkehrsvorschriften den Schwie-

rigkeiten des großstädtischen Verkehrs nicht allein beizukommen ist, wurden auch Straßendurchbrüche geplant, und die Stadtverwaltung geht mit ziemlicher Konsequenz an diese nicht leicht zu lösende, aber erforderliche Aufgabe heran. Erst kürzlich wurde der Durchbruch des Boulevard Haussmann zum Boulevard Montmartre fertig. Weitere Durchbrüche sollen demnächst folgen. Daneben ist ein erheblicher Ausbau des Schnellbahnnetzes, insbesondere über die Festungsgürtel hinaus, geplant, um dadurch die Verkehrszusammenballungen im Stadtkern herabzumindern und gleichzeitig einer Aufschließung der weiteren Pariser Vororte vorzuarbeiten.

### Berlin

Die Einführung des Berliner Einheitstarifs hat sich verhältnismäßig leicht vollzogen. Soweit die bisherigen Verkehrszahlen schon ein Urteil gestatten, hat der Nahverkehr seit der Geltung des Einheitsfahrtscheins (vom 15. März an) erheblich zugenommen. Diese Verkehrssteigerung ist zum größten Teil auf den stärkern Umsteigeverkehr zurückzuführen. Auch in der Verteilung des Verkehrs auf die einzelnen Verkehrsmittel lassen sich Umschichtungen erkennen. Fast gar nicht verändert ist der Verkehr auf der Straßenbahn, während der Verkehr auf den Schnellbahnen etwa um 6 bis 7 % zugenommen hat. Die Erhöhung des Schnellbahnverkehrs um etwa 25 %, mit der man bei Einbeziehung der Schnellbahn in die Verkehrsgemeinschaft rechnete, ist allerdings noch nicht eingetreten. Der Umsteigeverkehr von der Schnell- zur Straßenbahn und umgekehrt macht rund 46 % des Gesamtverkehrs aus, so daß also fast jeder 2. Schnellbahnfahrergast von oder zu einem andern Verkehrsmittel übersteigt. Auch die Herabsetzung der Monatskartenpreise auf der Hochbahn hat dazu geführt, daß der Monatskartenverkehr um fast das 2½fache gestiegen ist. Eine wirkliche Hochfrequenz wird sich aber erst ergeben, wenn die hier verlangte Einheitsmonatskarte für alle Verkehrsmittel eingeführt sein wird. Die Verwaltung sollte sich nicht mit allzu langen Vorerwägungen und Zwischenstadien aufhalten sondern den Sprung zur Einheitsmonatskarte frisch wagen; spätestens, sobald die Omnibusse Umsteigeverkehr bekommen. Die stärkste Verkehrszunahme weist bis jetzt der Omnibus auf; sie beträgt über 30 %. Der Omnibus kann mit seinem jetzigen Wagenpark den Verkehr kaum bewältigen. Nach beträchtlicher

Erhöhung des Wagenparks wird auch der Umsteigeverkehr zum Omnibus freigegeben werden; freilich, wie es jetzt heißt, erst zu Beginn des neuen Jahres. Der Verkehr auf der Stadt-, Ring- und den Vorortbahnen ist nicht gewachsen, trotz dem 15-Pfennig-Tarif, der hier in der 1. Fahrzone noch gilt. Der geringere Fahrpreis ist eben nur durch eine langsamere Beförderung zu erkaufen; ganz abgesehen von der ungünstigen Linienführung der Stadtbahn.

Die Berliner Straßenbahn stellt eine neue Wagenform in Dienst, die keine Plattformen an den Wagenenden besitzt sondern einen Mitteleinstieg aufweist. Diese Mittelflurwagen, die in Leipzig bereits verkehren, und die man auch in Köln ausprobiert, kann man leicht zu einem Zweiwagenzug verbinden. In Verbindung mit der Elektrifizierung der Stadt- und Ringbahn ist die Reichsbahn nunmehr auch an eine grundlegende Umgestaltung der Bahnanlagen bei Charlottenburg gegangen. Bis jetzt müssen alle Fahrgäste von Grunewald respektive Potsdam, die in den Süd- oder Nordringzug umsteigen wollen, erst nach Charlottenburg und dann in der selben Richtung wieder hinausfahren. Diese Mängel werden nun durch die Neuführung der Fern- und Vorortgleise vom Bahnhof Heerstraße über Bahnhof Eichkamp nach Charlottenburg behoben. An der Kreuzung dieser Gleise mit dem Nord- respektive Südring wird ein neuer Umsteigebahnhof errichtet. Daneben werden gleichzeitig getrennte Gleise für den über Grunewald laufenden Fernverkehr geschaffen, und auch das Berliner Messegelände wird die notwendigen Anschlußgleise erhalten. Zu wünschen wäre, daß in Verbindung mit diesen Umbauarbeiten gleichzeitig der recht veraltete Bahnhof Charlottenburg gründlich neugestaltet würde.

Der nächste Berliner Schnellbahnbau, die Ostschnellbahn von Alexanderplatz nach Friedrichsfelde, ist nunmehr endgültig genehmigt worden. Die neue Schnellbahn wird in der Nähe des Alexanderplatzes eine direkte Verbindung zur Schnellbahn Gesundbrunnen-Neukölln erhalten. Ein Streckenteil dieser ihrer Vollendung entgegengehenden Bahn wurde im Anschluß an die Nord-südbahn vom Bahnhof Hermannplatz am 15. Juli dem Betrieb übergeben, und bei dieser Gelegenheit wurde auch zum erstenmal die Rolltreppe zum Umsteigen eingeführt. Auf dem Bahnhof Hermannplatz ist das Umsteigeproblem somit gut gelöst. Auf fast allen anderen Bahn-



höfen liegt es damit aber sehr im argen: so auf dem Bahnhof Hallesches Tor, vom Bahnhof Friedrichstadt ganz zu schweigen. Es muß danach gestrebt werden, daß auf allen Umsteigebahnhöfen die achsiale Lagerung mit Rolltreppe eingeführt wird, mögen dazu auch Umbauten erforderlich sein. Auch sollten nach und nach alle Seitenbahnsteige durch Mittelbahnsteige ersetzt werden. (Warum geschieht das nicht jetzt schon bei den Bahnhöfen Zoologischer Garten und Knie, bei denen neue Ausgänge angebaut werden?) Am 10. September wurde ein weiterer Abschnitt der Nordsüdbahn bis zum Bahnhof Flughafen eröffnet. Dieser Bahnhof bringt unter anderm auch der ständig wachsenden Kolonie Neutempelhof eine Verbindung mit der Stadt.

**Internationaler Luftfahrtkongreß** Am 15. August wurde in Zürich der Kongreß der Fédération Aéronautique Internationale eröffnet. Der Präsident Graf de la Vaux schilderte das, was im Flugwesen bisher erreicht worden ist. Für die beste Flugleistung des Jahres 1925, die in einem erfolgreichen Flug von Rom nach Melbourne, dann über Tokio zurück nach Rom bestand, also eine Strecke von 53 340 Kilometer bewältigte, wurde dem General de Pinedo die Goldene Medaille des Bundes verliehen. Als beste Leistung des Jahres 1926 wurde die Sir Allan Cobhams anerkannt, der von Melbourne nach London geflogen war, das heißt eine Strecke von 43 000 Kilometer zurückgelegt hatte. Von besonderm Interesse war der Bericht über die Rekorde. In der Berichtsperiode wurden 43 neue Weltrekorde aufgestellt, so daß jetzt insgesamt deren 82 existieren. Von ihnen entfallen 30 auf Frankreich, 20 auf Deutschland, 16 auf Italien und 14 auf Amerika. Diese Zahlen dürften die bei uns üblichen Vorstellungen, namentlich über das Verhältnis der amerikanischen Fliegerei zur europäischen, ganz erheblich korrigieren. Wie im ganzen so steht es auch im einzelnen. Denn von 20 Maximalrekorden aller Kategorien hat Frankreich 9, Deutschland und Italien je 4, Amerika 3 errungen. Der Bericht erwähnt dann die Ereignisse des letzten Jahres mit seinen Transozeanflügen, ferner den Rundflug de Pinedos um den Atlantischen Ozean, Maitlands Flug über den Stillen Ozean und Mittelholzers Flug nach Afrika. Endlich wurde auch noch an die Flugzeugausstellungen in Paris und Prag erinnert, die ausgezeichnet organisiert waren.

**Europäische Zusammenarbeit** Auf der diesjährigen Hauptversammlung des Internationalen Straßen- und Kleinbahnvereins, die am 22. Juni in Kopenhagen stattfand, beschloß man den Verein aufzulösen und die ihm angeschlossenen Straßen- und Kleinbahnverwaltungen wieder mit der Union Internationale de Tramway, de Chemins de Fer d'Intérêt Local et de Transports Publics Automobile in Brüssel zu vereinigen. Diese Brüsseler Union, der die wichtigsten Straßen- und Kleinbahnen Frankreichs, Spaniens, Italiens, Englands, Belgiens und der nordischen Länder angehören, zählte bis zum Krieg auch die deutschen und österreichischen Straßen- und Kleinbahnen zu ihren Mitgliedern. Nach Kriegsende wurde zunächst der Internationale Straßen- und Kleinbahnverein in Wien gegründet, dem sich die Kleinbahnen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz sowie der nordischen Länder anschlossen, und der in den 6 Jahren seines Bestehens äußerst erfolgreich gearbeitet hat. Durch die Wiedervereinigung der ihm angehörigen Verkehrsverwaltungen mit der Brüsseler Union ist der Weg zur gemeinsamen Arbeit im europäischen Straßenbahn- und Kleinbahnwesen wiedergefunden, und es ist zu hoffen, daß sich dieser Zusammenschluß für alle beteiligten Länder, namentlich auf dem Festland, ersprießlich auswirken wird. Die Geschäftssprache der Brüsseler Union wird neben Französisch in Zukunft auch Deutsch sein.

**Kurze Chronik** In England sind in letzter Zeit erneut Strömungen für die Schaffung einer durchgehenden Eisenbahnverbindung Calais-Kapstadt laut geworden. Der Plan einer Eisenbahn Kairo-Kapstadt ist schon seit langem ein Lieblingsgedanke der Engländer. Nunmehr soll jedoch diese afrikanische Eisenbahnverbindung an Westeuropa angeschlossen werden, und zwar unter Beteiligung Frankreichs und Spaniens. Die Ergänzung und Weiterführung dieser transkontinentalen Linie durch einen Kanaltunnel bis nach England hinein wird allerdings nicht als notwendig erachtet, und das englische Parlament hat erst kürzlich wieder erklärt, daß es an einem Tunnelbau unter dem Kanal völlig desinteressiert sei. Der Verbindung über Gibraltar stehen aber insofern sehr beträchtliche Schwierigkeiten entgegen, als die Kapbahnen, die nordafrikanischen Bahnen, die spanischen Bahnen und die französischen Bahnen fast alle verschiedene Spur-

weiten aufweisen. ◊ Am 25. April wurde der bemerkenswerteste Teil des im Bau befindlichen *Verbindungskanals vom Rhone nach Marseille*, nämlich der Rove-schiffahrtstunnel, eingeweiht. Der Mar-seille-Rhone-Kanal berührt 2mal das Mittelmeer, bei Port de Bouc und im Hafen von Marseille; bei Martigues be-rührt er das Becken von Berre, das als Schutzhafen für Seeschiffe ausgestaltet werden soll. Der Rovetunnel, der von der Küste bis zum Becken von Berre führt, hat eine Länge von 7266 Meter, eine maximale Breite von 22 Meter und eine Höhe von 15,75 Meter. Insgesamt sind bei dem Bau des Tunnels 2,5 Mil-lionen Kubikmeter Fels ausgesprengt worden. ◊ Die neue *Rheinbrücke* bei Köln wird entgegen dem Ergebnis des Wettbewerbs als Hängebrücke gebaut.

#### Literatur

Eine Reihe von Büchern, die im Verlag der Verkehrs-wissenschaftlichen Lehr-mittelgesellschaft bei der Deutschen Reichsbahn erschien, befaßt sich mit der *Deutschen Reichsbahn*. Ein Bild von der Organisation und umfangreichen Tätig-keit der Reichsbahn soll das von der Hauptverwaltung der Deutschen Reichs-bahngesellschaft bearbeitete *Reichsbahn-handbuch 1927* vermitteln. Neben den umfangreichen Statistiken ist in dem Buch besonders der Kartenteil gut gelungen, der die Liniennetze sämtlicher Reichsbahndirektionsbezirke sowie der wichtigsten Wasserstraßen Deutschlands gibt. Einen Grundriß des deutschen Eisenbahnrechts, das in den letzten Jahren vielfach geändert wurde, bietet der ehemalige Präsident des Reichs-eisenbahnamts Karl Fritsch in dem Werk *Das deutsche Eisenbahnrecht*. Das in knapper und in einer auch dem Nichtjuristen geläufigen Sprache geschriebene Buch behandelt das deutsche und preußische Verkehrsrecht und befaßt sich besonders eingehend mit den rechtlichen Vorschriften für den Eisen-bahnbau und der Eisenbahn im Betrieb. Die Reichsbahnpersonentarife und ihre wirtschaftliche Bedeutung machte Oskar Knebel zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung. Er erörtert alle Fragen der Personentarife und prüft auch die Tarife der ausländischen Bah-nen mit ihren Sondervergünstigungen auf ihre Eignung für den deutschen Betrieb, um sie zumeist, zum Beispiel was Kilo-meterhefte und Abonnements anlangt, zu verneinen; wovon man nicht ohne weiteres überzeugt wird. ◊ In dem von Hans Brenner und Erwin Stein heraus-

gegebenen Werk *Probleme der neuen Stadt Berlin* /Berlin, Deutscher Kom-munalverlag/, das allgemein versucht die Zukunftsaufgaben der Viermillionen-stadt zu umreißen, sind einige Beiträge über Verkehrsfragen wie über die Ver-einheitlichung des Berliner Verkehrs, den Aufbau des Berliner Schnellbahn-netzes, die Straßenbahnen in der Welt-stadt, Probleme des Generalsiedelungs-plans und die Straßenbefestigungen in ihren Beziehungen zu der Verkehrs-entwicklung wertvoll. ◊ Einen umfas-sendern Rahmen hat sich der Syndikus der Industrie- und Handelskammer Kre-feld Ernst Heisterberg in seiner von der genannten Kammer herausgegebenen Untersuchung über die Verkehrs-entwicklung im Handelskammerbezirk *Krefeld 1913 bis 1925* gesteckt. In dieser äußerst gründlichen Arbeit werden die Zusammenhänge der Verkehrs-entwicklung mit dem Wachstum der Be-völkerung und deren Verteilung auf die einzelnen Industriezweige nachgewiesen. Sie ist damit in gleicher Weise in ver-kehrstechnischer und bevölkerungspoli-tischer Hinsicht wertvoll, nicht zuletzt auch wegen ihrer zahlreichen Abbildun-gen. ◊ Arbeiten, die das Verkehrswesen einzelner Wirtschaftsbezirke eingehend untersuchen und für das Gesamtver-kehrswesen von großer Bedeutung sein können, häufen sich. Adolph Reiffer-scheidt schildert in einer Dissertation den Nahverkehr im *Kölner Wirtschafts-bezirk* /Köln, Oskar Müller/. Auf Grund der Verkehrsstatistiken schält der Verfasser unter Berücksichtigung der historischen Entwicklung den An-teil der Reichsbahn, Kleinbahnen und Straßenbahnen an der Bewältigung des Kölner Güternahverkehrs heraus. Wichtig auch für andere Verhältnisse ist die Hervorhebung des Einflusses der Lage der Kölner Güterbahnhöfe auf den Ortsverkehr. ◊ Die Bewältigung des *Leipziger Messeverkehrs* stellt an alle beteiligten Verkehrsmittel besonders hohe Anforderungen. In der Darstel-lung des Leipziger Messeverkehrs im Jahre 1926, die Raimund Köhler und Kurt Pröpfer in der Schriftenreihe Leip-ziger Verkehr und Verkehrspolitik des Ratsverkehrsamts Leipzig geben, wird der verwickelte Aufbau des Messever-kehrs klargestellt. Die Untersuchungen erstrecken sich sowohl auf den Perso-nenverkehr, den Güterverkehr, den Straßenverkehr, die Unterbringung der Messebesucher wie den Postverkehr und werden mit Anregungen für die zukünftige Verbesserung einiger Verkehrsbe-

ziehungen beschlossen. Vorher erschien in der selben Serie ein Buch Paul Weigels über den Leipziger Verkehr im Jahr 1925. Es untersucht auf Grund genauer Statistiken den Eisenbahn-, Post-, Luft- und Fremdenverkehr und schließlich den Straßenverkehr Groß Leipzigs. ◊ Die Übersichtskarte und das Nachschlageverzeichnis der privaten, kommunalen und gemischtwirtschaftlichen *Neben- und Kleinbahnen, Straßenbahnen, Hoch- und Untergrundbahnen Deutschlands*, herausgegeben vom Mitteldeutschen Arbeitgeberverband der Kreise und Gemeinden in Magdeburg, vermittelt ein Bild der Länge der einzelnen Bahnen unter gleichzeitiger Angabe ihres Eigentümers, Betriebsführers usw.: ◊ Die Pariser politische Wochenschrift *L'Europe Nouvelle* hat eine besondere Verkehrsnummer herausgebracht, die in Beiträgen von Tardieu, Lerveur, von der Leyen und anderen namhaften europäischen Verkehrsfachleuten die wesentlichsten Fragen des europäischen Eisenbahn- und Schiffsverkehrs behandelt.

### Kunstgewerbe / Ludwig Hilberseimer

**Bauforschung** Im Jahr 1926 wurde vom Reichsarbeitsministerium der Typenausschuß des Bauwesens gebildet, dem Vertreter der Bauwirtschaft, der Architekten, der Industrie, des Handwerks, der Arbeitnehmer, der Hausfrauen, der Verwaltung, der Geldinstitute und der Bauwissenschaft angehören. Nach eingehenden Beratungen kam man zu der Überzeugung, daß es nicht genügt theoretisch die Probleme einer Verbesserung der Bauverfahren zu erörtern, sondern daß es vor allem darauf ankommt durch praktische Bauversuche neue Verfahren der planmäßigen Arbeitsvorbereitung, des Typens und Normens und der Verbindung des Bauvorgangs zu erarbeiten, auf ihre Brauchbarkeit zu erproben. Zur Durchführung solcher praktischen Versuche bewilligte der Reichstag 10 Millionen Mark. Für deren Verwendung wurde der Typenausschuß zu einer Forschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen umgebildet. Ihre erste Arbeit wird zunächst die Aufstellung eines Arbeitsplans sein, der eine gleichmäßige und planmäßige Durchführung der Versuche sichert und alle Probleme in gleicher Weise erfaßt. Aus dem großen Gebiet der praktisch zu lösenden Aufgaben seien die wichtigsten angeführt: Ausarbeitung von Grundsätzen für eine rationelle Aufteilung des

Bodens für Klein- und Mittelwohnungen; einheitliche wirtschaftliche Formen für den Bau von Wohnstraßen, für Straßenbefestigungen und Anlage der Leitungen, Aufstellung einheitlicher Wohnungsbauprojekte, Heranziehung der Architekten zur Ausarbeitung mustergültiger Wohnungstypen; Durcharbeitung der Konstruktionen der Wände, Decken, Dächer und übrigen Hausteile nach Grundsätzen der rationellen Fertigung, der Wärmehaltung und Einsparung von Baustoffen und Transportleistungen; Ermittlung von einheitlichen und zweckmäßigen Formen für den Innenausbau, wie Küchen, Bäder, Waschorrichtungen, Spültische, Speiseschränke, Heizanlagen, Klosetts, Einbauschränke usw., vor allem mit dem Ziel einer einwandfreien billigen Massenanfertigung, einheitliche Herstellung zweckmäßiger Fenster, Türen, Treppen und dergleichen; Vereinheitlichung der Anfertigung von Bauzeichnungen und Berechnungen zur Verminderung der unproduktiven Arbeit des Architekten, des Bauunternehmers, der prüfenden Behörden und des Beleihungsinstituts und zur Vereinfachung des Verkehrs zwischen Architekt, Werkstatt, Behörde und Baustelle, Verminderung der Transportkosten von der Werkstatt zur Baustelle, vor allem durch Verbesserung des Arbeitsvorgangs und Verwendung maschineller Transportmittel; Erleichterung der Arbeit des Bauhandwerks durch Einführung neuzeitlicher Bauverfahren und verbesserter Baugeräte.

**Rationeller Wohnungsbau** Wie wenig Klarheit aber noch über die der Reichsforschungsgesellschaft gesteckten Ziele herrscht, zeigt eine Publikation über rationalen Wohnungsbau, die im Beuthverlag in Berlin erschienen ist. Das Auffallende an dieser Arbeit ist der Gegensatz zwischen der darin zum Ausdruck gebrachten theoretischen Anschauung des Verfassers Wilhelm Lübbert und dem als vorbildlich bezeichneten Planmaterial, das den größten Teil dieser umfangreichen Publikation einnimmt. Während die theoretischen Anschauungen durchaus auf dem Niveau der Gegenwart stehen, deren Forderungen und Bedürfnisse anerkennen, ist das Planmaterial nicht nur nicht vorbildlich sondern im Gegenteil als durchaus antiquarisch zu bezeichnen. Beispielsweise haben alle dargestellten Häuser eine balkentragende Mittelwand. Die Raumtiefe hinten und vorn ist jeweils gleich, so daß sich Balken und Decken von einheitlicher Länge ergeben.

Dadurch entstehen gewiß Ersparnisse, die jedoch in keinem Verhältnis zu der Raumverschwendung stehen, die sich bei gleicher Raumentiefe größerer und kleinerer Räume notwendig ergibt. Eine Mindestgröße einer Wohnung vorausgesetzt, kann sich die Größe und Anzahl der Räume einer Wohnung durchaus nach der finanziellen Leistungsfähigkeit des Wohnungsinhabers richten. Mit der Höhe der zu zahlenden Miete wachsen im allgemeinen aber auch die Ansprüche des Mieters. Um diesen zu genügen, braucht man aber vor allem die unmittelbare Zugänglichkeit jedes einzelnen Schlafzimmers. Eine Anordnung, die nicht nur für größere Wohnungen sondern ebenso auch für Kleinstwohnungen zu fordern und durchzuführen ist. Um das durchzuführen, muß man allerdings auf einen veralteten Achsenschematismus, auf dem die meisten dieser Entwürfe beruhen, verzichten, denn seine Durchführung hat notwendig eine Störung des Raumorganismus zur Folge. So verführt dieses Achsensystem dazu, daß neben nicht direkt zugänglichen Schlafzimmern auch das Bad, das doch von allen Familienmitgliedern gebraucht wird, nur mittelbar durch ein Schlafzimmer erreicht werden kann. Was Lübbert als vorbildlich bezeichnet, entspricht Lebensansprüchen einer vergangenen Epoche. Die Normung von Baueinheiten und die Schaffung von Typen können nicht auf Grund antiquierter Voraussetzungen sondern nur von den Forderungen und Ansprüchen der Gegenwart aus erfolgen. Der Raumanspruch von heute ist die Voraussetzung, von der aus der Grundriß durchgebildet werden muß, und die Forderung, die an die Reichsbauforschungs-gesellschaft zu stellen ist, ist die: alle Möglichkeiten der Grundrißgestaltung experimentell durchzuführen. Daß Serienarbeit billiger ist als Einzelarbeit, versteht sich von selbst. Dazu bedarf es keines Forschungsinstituts. Aber um zu einer Industrialisierung zu kommen, muß man vor allem wissen, was man industrialisieren will. Das kann nur auf dem Weg des Versuchs geklärt werden.

**Wohnungsaus-** Ein solcher Versuch zur  
**stellung** Neugestaltung der Wohnung wurde in größerm Umfang zum erstenmal von der Stadt Stuttgart durchgeführt. Stuttgart stellte dem Deutschen Werkbund ein Terrain und die Mittel zur Errichtung von 60 Wohneinheiten zur Verfügung mit der Aufgabe diese in einem neuen Sinn

durchzubilden. 16 europäische Architekten: Peter Behrens /Berlin/, Victor Bourgeois /Brüssel/, Le Corbusier /Paris/, Richard Döcker /Stuttgart/, Josef Franck /Wien/, Walter Cropius /Dessau/, Ludwig Hilberseimer /Berlin/, Ludwig Mies van der Rohe /Berlin/, J. J. P. Oud /Rotterdam/, Hans Poelzig /Berlin/, Adolf Rading /Breslau/, Hans Scharoun /Breslau/, Ad. G. Schneck /Stuttgart/, Mart Stam /Rotterdam/, Bruno Taut /Berlin/, Max Taut /Berlin/ wurden zur Durchführung dieses Programms berufen, um auf verschiedenste Weise an der Lösung dieses Problems zu arbeiten. Die Bedeutung der Wohnung für das Leben des Großstadtmenschen hat sich von Grund auf verändert, ohne daß man dieser Veränderung genügend Rechnung getragen hat. Früher beurteilte man den Wert der Wohnung danach, wieviel Personen man im Eßzimmer unterbringen konnte. Auf Kosten der Gesellschaftsräume wurden die eigentlichen Wohn- und Schlafräume vernachlässigt. Bei der heutigen Wohnungsnot ist die Frage entscheidend, wieviel Personen überhaupt in einer Wohnung unterzubringen sind. In Zukunft wird man eine Wohnung nach ihrer Zweckmäßigkeit und ihrem Komfort beurteilen. Man wird begriffen haben, daß die beste Wohnung die ist, die den reibungslosesten Ablauf der Wohnfunktionen gewährleistet. Das Problem der Grundrißgestaltung ist hierbei von wesentlichster, ja grundlegender Bedeutung. Dabei sind die Wohnansprüche heutiger Menschen eingehend zu berücksichtigen. Die Größe und Anzahl der Räume richtet sich nach den Bedürfnissen, denen man zu genügen hat. Notwendig sind Räume zum Wohnen, Essen, Schlafen, Waschen und Kochen, die nach Zwecken getrennt, durch den Grundriß zusammengefaßt und organisiert, alle Bedürfnisse bei geringstem Platzaufwand befriedigen müssen. Kein Raumteil darf ungenutzt bleiben. Selbst bei kleinen Räumen kann man sich bei konsequenter Durchbildung bequem einrichten und auch dem Bedürfnis nach weitentwickelten Lebensansprüchen gerecht werden. Voraussetzung einer solchen Ökonomisierung der Wohnung ist der Einbau von Schränken für Kleider, Wäsche, Geschirr usw. sowie die völlige Einrichtung der Küche. Von solchen Voraussetzungen ging man aus, und man versuchte die jeweils zur Verfügung stehende Wohnfläche neu zu ordnen und zu gliedern. Es wurden sowohl Einfamilienhäuser verschiedenster

Größe wie auch Reihenhäuser und Mietshäuser errichtet. Neben der Trennung der Räume nach ihren jeweiligen Zwecken wurden auch Versuche gemacht den Wohnraum als Einheit bestehen zu lassen und durch variable Trennwände dem jeweiligen Mieter die Möglichkeit zu geben ihn nach seinen Bedürfnissen aufzuteilen. Zugleich mit der Neuorganisation des Grundrisses der Wohnung wurden auch die verschiedensten Versuche mit neuen Baumethoden unternommen, neue Konstruktionen, neue Materialien verwandt. Es wurden auch Versuche mit dem Montagetrockenbau gemacht, eine Bauweise, die es ermöglicht den Saisoncharakter des Baugeswerbes aufzuheben.

Als Ergebnis dieser Ausstellung kann wohl gesagt werden, daß die Furcht vor der Schematisierung durch die neuen Bestrebungen ein Vorurteil war. Trotz der Systematisierung der Einzelheiten ermöglicht sich eine weitgehende Differenzierung. Diese Bauten sind zwar nicht industriell hergestellt, dürfen aber als eine Vorarbeit dazu angesprochen werden. Sie beweisen anschaulich, daß es ein Grundirrtum ist maschinell und langweilig zu identifizieren.

Im Zusammenhang mit der Stuttgarter Werkbundausstellung steht die gleichfalls vom Deutschen Werkbund veranstaltete Internationale Plan- und Modellausstellung. Sie ist gewissermaßen eine Ergänzung zu der Siedelung und zeigt Arbeiten von Architekten aus Amerika, Belgien, Deutschland, Frankreich, Holland, Italien, Österreich, Rußland, der Schweiz und der Tschechoslowakei, die durch gemeinsame Bestrebungen verbunden sind. Es ergibt sich, daß die neue Baukunst keine modische Formangelegenheit ist, wie vielfach angenommen wird, sondern elementarer Ausdruck einer neuen Baugesinnung. Zwar vielfach differenziert durch örtliche und nationale Sonderheiten, aber im ganzen das Produkt gleicher Voraussetzungen: das Ergebnis von Zweck, Material und Konstruktion.

Im Auftrag des Werkbunds brachte der Bearbeiter dieser Rundschau im Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart eine Publikation Internationale Neue Baukunst heraus, die charakteristische Beispiele dieser Ausstellung wiedergibt.

#### Wettbewerb Völkerbund- gebäude

Der Ausgang des Wettbewerbs für das Völkerbundgebäude entspricht seinen Forderungen. Der Völkerbund wollte Offerten, daher der Mangel an Bauideen.

Offerten können nur Firmen abgeben, aber Ideen pflegen im allgemeinen unabhängig vom Großbetrieb zu sein. Das Ergebnis ist ein Beweis für dieses Mißverständnis. Statt Bauideen erhielt man Formattrappen jeder Richtung.

367 Projekte gingen ein: bei den verlangten Anforderungen eine ungeheure Verschwendung menschlicher Energie. Notwendig war ein Sitzungssaal, der infolge seiner Größe neuartige akustische Probleme stellte, sowie ein Bureauhaus für das Generalsekretariat. Die Größe des Sitzungssaals gab Anlaß zu falschen Monumentalisierungen, während das Bureauhaus meist als lästiges Anhängsel an den großen Sitzungssaal betrachtet wurde, mit dem man infolgedessen nichts anzufangen wußte.

Nur wenige der vielen Entwürfe haben den Sinn der Aufgabe erkannt, den Organismus dieses Gebäudekomplexes zu gestalten und zu gliedern versucht. Unter den wenigen muß die Arbeit Le Corbusiers als die relativ vollkommenste bezeichnet werden. Trotz einigen Mängeln bietet sie eine wichtige Unterlage für die Ausführung. Le Corbusier hat ungehemmt von falschen Monumentalisierungsbestrebungen sein Projekt aus dem Wesen der Aufgabe heraus entwickelt, so daß es nicht nur das organischste sondern zugleich auch das billigste aller geworden ist. Aber wird man diese Gesichtspunkte auch gelten lassen, wird man sich mit dieser unpathetischen Architektur begnügen?

Dieser Wettbewerb erinnert in seinem Ergebnis an einen andern, dem einst die gleiche Bedeutung zukam: den für den Haager Friedenspalast. Damals baute man eine Ritterburg als Symbol des Friedens. Wird man heute von einer solchen Attrappe Abstand nehmen? Falsch verstandene Repräsentation führt immer auf Abwege. Der Völkerbund braucht keine Vergangenheitssymbole. Die suggestive Wirkung der Sachlichkeit, die doch eines der Grundprinzipien des Völkerbunds ist, muß auch ungehemmt in dem für ihn bestimmten Gebäude zum Ausdruck kommen.

#### Totenliste

Am 12. September starb ganz plötzlich in Bad Nauheim, wo er zur Kur weilte,

Walther Amelung, der Erste Sekretär des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs in Rom. Er hat dieses Institut seit 1921, als es, vom Kapitol verwiesen, nahe dem Pincio neu erstand, in hingebender, mustergültiger Weise geleitet; ihm ist es zu danken, wenn es in

den letzten Jahren so aufblühte. Seine Tätigkeit als Forscher und Führer durch die Sammlungen war überaus fruchtbar. Sein Führer durch die Antiken von Florenz, den er 1896 veröffentlichte, ist dem Fachmann unentbehrlich; ebenso sein Führer durch Rom. Sein Hauptwerk ist der Katalog der Skulpturen des Vatikanischen Museums, von dem die ersten beiden Bände erschienen sind.

**Kurze Chronik:** Wie in Berlin wird auch in Paris die Sanierung und Zukunftsgestaltung der Innenstadt diskutiert. Nach Le Corbusier tritt nun Michel Dikanski, ein französischer Architekt russischer Abstammung, mit einem Buch *La ville moderne* an die Öffentlichkeit. Er fordert darin nach Vollendung des Boulevard Haussmann weitere große Durchbrüche, vor allem einen Durchbruch in nordsüdlicher und in ostwestlicher Richtung; er empfiehlt hierfür die Umgestaltung der Rue Richelieu zu einer Avenue Richelieu und den Durchbruch einer Straße von den Hallen zum Vendomeplatz. ◊ Die Stadt Essen gab den Bau von mehreren *Versuchshäusern aus Stahl* den Vereinigten Stahlwerken in Auftrag und will je nach dem Ausfall der Versuchsbauten eventuell auch größere Serienaufträge erteilen. ◊ Die Pariser Innenarchitekten Charles Ruhlmann und Pierre Chareau bringen neuerdings *eiserne Möbel* auf den Markt, nicht nur Stühle sondern auch Schränke und Tische. Sie weisen darauf, daß die allgemein üblich werdende Zentralheizung für hölzerne Möbel äußerst schädlich ist. Ähnliche Versuche hat auch das Dessauer Bauhaus angestellt. ◊ Der englische Werkbund, die Design und Industries Association, plant die Herausgabe eines Buches, in dem vorbildliche *Drucksachen* aus dem Geschäfts- und Privatleben wiedergegeben werden sollen.

**Literatur** Die Periodizität und die ethnischen Besonderheiten sind die beiden Hauptprobleme der vergleichenden Architekturgeschichte, die Otto Höber in seinem, von der Allgemeinen Verlagsanstalt in München herausgebrachten Werk untersucht. Beide Problemkreise durchdringen einander, modifizieren sich gegenseitig. Der Verfasser sieht das große Hauptphänomen des periodischen Verlaufs baukünstlerischer Entwicklung in der Tatsache, »daß dem Weg von den Pyramiden zur Hagia Sophia jener von den romanischen Domen bis zu Vier-

zehnheiligen . . . entspricht«. Seine Vorliebe für die deutschen Barocke bringt falsche Maßstäbe in seine Untersuchungen. Die suggestive Wirkung des Barocks auf ihn ist so groß, daß er den Absolutismus geradezu als Voraussetzung jeder höhern architektonischen Gestaltung für notwendig erachtet. Ein typischer Versuch aus der Misere der Gegenwart in eine glorifizierte Vergangenheit zu fliehen. ◊ In 3., neubearbeiteter Auflage erschien *Heinrich Tessenows Wohnhausbau* /München, Georg D. W. Callwey/. Dieses Buch erörtert ganz eingehend alle Haupt- und Einzelfragen des Kleinwohnungsbaus und ist nicht nur in den vielen dargestellten Entwürfen sondern auch in seinen theoretischen Ausführungen vorbildlich. Tessenow gehört zu den wenigen, die unbeirrt um alle Modeerscheinungen ihre klargerichteten Ziele verfolgen. ◊ Mit 360 Abbildungen und Plänen versehen erschien ein Buch *Richard Philipps* über das moderne englische Landhaus /Stuttgart, Julius Hoffmann/. Der Begriff modern ist für den Herausgeber nicht eindeutig. Er versteht darunter einmal das Zeitgemäße in reiner Form, dann das Zeitgemäße, das sich der Tradition bedient, ferner auch Zeitgemäßes, das sich äußerlich historischer Mittel bedient und nur im Grundriß und in der Einrichtung modern ist. Er bringt Beispiele aller Arten, die aber trotz dieser Spannung einen durchaus einheitlichen Charakter tragen: als das Ergebnis der allen diesen Formproblemen übergeordneten englischen Wohnkultur. ◊ Die Grundlagen der Gartengestaltung behandelt *Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensmann* (Garten und Haus /Berlin, Verlag der Gartenschönheit/). Das Werk soll 3 Teile umfassen: das Haus in der Landschaft, das Haus im Garten und die Gartenheimat des Volkes. Bis jetzt ist nur der 1. Teil erschienen. Er enthält eine große Anzahl Garten- und Parkanlagen, die der Verfasser in verschiedenen Ländern gestaltet hat. Bei seinen Entwürfen geht er stets von der Stimmung der jeweiligen Landschaft aus, er versteht es den jeweiligen Bedingungen sich aufs engste anzupassen. Aber er ist sehr retrospektiv eingestellt, mit sentimentalen Sehnsüchten behaftet. Er spricht von Eichen, die die einsamen Höfe seines Stammes umrauschen, und dann vom Maschinenvolk Europas. Wie will er diese Gegensätze überbrücken? Um zu einem abschließenden Urteil zu kommen, muß man das Erscheinen der beiden anderen Teile abwarten.